



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## **Universitätsbibliothek Paderborn**

### **Die Bedeutung der Marxschen Kapitalkritik**

**Hohoff, Wilhelm**

**Paderborn, 1908**

Die kulturhistorische Bedeutung der Marxschen Kritik des Kapitalismus.

**urn:nbn:de:hbz:466:1-8753**



## Die kulturhistorische Bedeutung der Marxschen Kritik des Kapitalismus.

**N**achdem wir durch die Mitteilung der obigen Urteile angesehenen Männer hoffentlich bei unsern Lesern einen ganzen Berg von Vorurteilen und Antipathien hinweggeräumt haben, stehen wir unsererseits nicht an, laut und nachdrücklichst zu erklären, dass wir Marx nicht bloss für den grössten und bedeutendsten Nationalökonom der Gegenwart, sondern für den weitaus grössten und genialsten aller Zeiten halten. Das Marxsche Lebenswerk, das „Kapital“, ist trotz der Schwächen und Irrtümer, die auch ihm, wie allem Menschenwerk ankleben, die zweifellos wertvollste wissenschaftliche Leistung, welche auf dem Gebiete der politischen Ökonomie jemals erschienen ist; sie steht turmhoch über den Leistungen seiner grössten Vorgänger: Adam Smith, Ricardo, Sismondi und Rodbertus, von einem Say, Bastiat, Mill, Jevons, Roscher, Schäffle usw. gar nicht zu reden.

Zu dieser Ueberzeugung sind wir schon vor mehr als einem Menschenalter bei der ersten Lektüre des „Kapitals“ gekommen, und seitdem haben uns unablässig fortgesetzte Studien in der Theologie, Philosophie, Ökonomie,



Geschichte, dem römischen, deutschen und kanonischen Recht in der damals gewonnenen Ansicht nur immer mehr bestärkt. Je zahlreichere Angriffe besonders die Marxsche Wertlehre erfuhr, desto mehr wuchs in unseren Augen die geistige Überlegenheit ihres Urhebers über seine blinden und ohnmächtigen Gegner. Sie hatten die Wahrheit nicht selbst entdecken können, sie konnten dieselbe nicht einmal erkennen, nachdem Marx sie klar und gründlich aufgedeckt hatte.

„Weise muss sein, wer den Weisen anerkennen soll“, sagte schon Xenophanes. Um imstande zu sein, fremde Weisheit zu würdigen, dazu bedarf es eines gewissen Masses eigener Weisheit. Aber auch nur so viel Weisheit und Einsicht, als hierzu nötig, besaßen die liberalen Ökonomen nicht. Sie lieferten in eklatantester Weise der Welt einen schlagenden Beweis dafür, wie äusserst treffend und richtig die Behauptung Schopenhauers ist: „Wenn vom hohen Olymp herab die splitter nackte Wahrheit käme, jedoch, was sie brächte, den durch dermalige Zeitumstände hervorgerufenen Anforderungen und den Zwecken hoher Vorgesetzten nicht entsprechend befunden würde, so würden die Herrn ‚von der Profession und dem Gewerbe‘ mit dieser indezenten Nymphe wahrlich keine Zeit verlieren, sondern sie eiligst nach ihrem Olymp zurückkomplimentieren.“

Denjenigen Gelehrten, die nicht Ökonomen von Fach sind, muss man wohl Indemnität erteilen oder doch mildernde Umstände zubilligen, wenn sie die wissenschaftliche Bedeutung der Marxschen Kapitalkritik verkannten und in Abrede stellten, obgleich auch sie darin fehlten, dass sie voreilig urteilten und leichtgläubig falschen Autoritäten folgten, mögen diese „Autoritäten“ auch Roscher, Hermann, Nasse, Böhm-Bawerk, Schmoller, Conrad, Brentano usw. heissen.

Alles, was wir im vorstehenden von Marx gesagt haben, gilt — wohlgemerkt — nur von Marx, dem **Ökonomen**; als solcher steht er einzig und unerreicht da; es



gilt aber nicht von Marx als Philosophen. Seine Philosophie ist „materialistisch“, und darum notwendig inkonsequent und unhaltbar. Man mag es nun freilich im höchsten Grade beklagen, dass ein so eminenter Kopf in dieser Beziehung doch ein Opfer der falschen Zeitrichtung geworden ist, aber man wird einräumen müssen, wenn man unbefangen urteilt, dass es temporum ratione habita wohl kaum anders möglich war. Jeder Mensch muss seiner Zeit seinen Tribut zollen, indem er mehr oder minder ihre Irrtümer teilt. Selbst der Riesengeist eines Aristoteles und Thomas von Aquin hat das getan. „Wir alle bleiben ja doch immer die Kinder unserer Zeit, und es ist unmöglich wie die Unmöglichkeit selbst, sich gegen ihre herrschenden Anschauungen und Gedanken, gegen ihr ganzes geistiges Leben und Streben abzusperren,“ so sagt sehr wahr einer der tüchtigsten Theologen der Gegenwart. Der eine hat in dieser Hinsicht dem anderen nichts vorzuwerfen. Niemand kann von sich sagen: wenn ich unter denselben Verhältnissen aufgewachsen wäre, wie Marx, ich wäre dem Materialismus nicht verfallen. Für den Irrtum gibt es keine Rechtfertigung, wohl aber für den Irrenden. Uebrigens verleugnet Marx auch auf philosophischem Gebiete seine geniale Natur keineswegs ganz. Aus den wenigen kurzen Aeusserungen über philosophische Dinge, die bis jetzt von ihm (abgesehen etwa von seiner Doktor-Dissertation) bekannt geworden, kann man doch zur Genüge ersehen, dass auch die Wissenschaft der Philosophie nicht ohne Bereicherung bleiben wird, wenn einmal sein ganzer literarischer Nachlass im Druck erscheint.

Was namentlich seine sogenannte „materialistische Geschichtsauffassung“ oder den „historischen Materialismus“ anbetrifft, so sieht man auf den ersten Blick, dass hier neue Wahrheit mit altem und neuem Irrtum vermischt auftritt. Die neue Wahrheit erscheint, wie das anfangs fast immer der Fall, in einseitiger Übertreibung. Dass aber die Schüler und Epigonen gerade an die schiefen



und halbweisen Sätze ihres Meisters sich krampfhaft anklammern und daraus die absurden Konsequenzen ziehen, ist gleichfalls eine oft beobachtete und von Marx selbst konstatierte Tatsache.

Das „Wichtigste“ der Marxschen Lehre ist nicht der historische Materialismus, obschon das nicht selten behauptet wird. Und diese Ansicht wird auch keineswegs von allen Marxisten geteilt. Dr. Edward Aveling sagt: „Wenn man mich fragen sollte, welche seiner Doktrinen mir als die wichtigste erscheint, als diejenige, die Marx' Gedächtnis den kommenden Geschlechtern lebendig erhalten wird, so würde ich antworten: die Mehrwerttheorie. Ich bin wohl bewusst, dass andere Nationalökonomien vor Marx bereits eine Ahnung des Mehrwerts hatten . . . Allein Marx war es vorbehalten, die Mehrwerttheorie klar zu definieren, nach jeder Richtung hin zu untersuchen und zu begründen und dadurch den Schlüssel zu liefern zum Verständnis unserer Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung“ (Neue Zeit. 1896—97, II. Bd. S. 752). Darin hat der talentvolle, wenn auch liederliche ehemalige Gatte von Marx' Tochter Eleanor vollständig Recht.

Dass ein eigentlicher „Beweis“ für die materialistische Geschichtstheorie bis heute von niemand erbracht worden ist, muss auch H. Cunow gestehen, in der Marx-Nummer des „Vorwärts“ vom 14. März 1908. Er beginnt seinen Artikel zwar mit der falschen Behauptung, „die Begründung der materialistischen Geschichtsauffassung“ werde sicherlich der Nachwelt „als eine weit grössere wissenschaftliche Tat erscheinen wie die Herausgabe des ‚Kapital‘“ — um ihn zu schliessen mit der richtigen Bemerkung: „Leider ist es Marx nicht vergönnt gewesen, seine Geschichtsauffassung selbst ausführlich, erkenntnis-kritisch und wirtschaftshistorisch zu begründen. Hoffentlich wird auch diese Lücke unserer Literatur bald im Sinne unseres grossen Altmeisters ausgefüllt.“

Bewiesen ist also die materialistische Geschichtsauffassung nicht, „höchstens“ hat man dafür einzelne „Illu-



strationen“ gegeben. Wenn Friedrich Engels einmal sagt: „Der Beweis ist an der Geschichte selbst zu liefern, und da darf ich wohl sagen, dass er in anderen Schriften bereits hinreichend geliefert ist“ (L. Feuerbach. 1888. S. 66), so hat er leider unterlassen, diese anderen Schriften anzugeben. Wir gestehen, dass wir dieselben ebensowenig kennen wie H. Cunow, der Redakteur der wissenschaftlichen Wochenschrift der deutschen Sozialdemokratie „Die Neue Zeit“. Bis zum Beweise des Gegenteils behaupten wir, dass diese Schriften bis heute nicht existieren.

„Das Prinzip des geschichtlichen Unterrichts ist noch heute überall bei uns in Europa die systematische Entstellung“, sagt Houston Steward Chamberlain (Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts. 3. Aufl. S. 94). Und Th. Rothstein (London) äussert in der Neuen Zeit vom 13. März 1908 (S. 836): „Es gibt kaum eine andere sog. wissenschaftliche Disziplin auf der Welt, die so verfälscht wäre wie die moderne Geschichtskunde.“ Charles Bonnier (Paris) aber gestand schon früher in derselben Marxistischen Zeitschrift: „Die heutigen Sozialisten sind durch die Periode der Dekadence und des Skeptizismus der Bourgeoisie hindurchgegangen, welche die alte Religion und Kirche in dem Geifer ihrer beschmutzenden Kritik ertränkte. Viele Sozialisten sind von der bürgerlichen Kritik angesteckt und angekränkt worden“ (N. Zeit, 1894—95, II. Bd. Nr. 38). Nicht bloss viele Sozialisten sind davon angesteckt und angekränkt worden, sondern fast alle ohne Ausnahme — sehr zu ihrem Schaden. Im übrigen hat Bonnier zweifellos völlig Recht.

Unter so bewandten Umständen, und da überhaupt die Wirtschafts-, Rechts- und Sittengeschichte noch bis heute über dürftige Anfänge nicht hinausgekommen ist, dürfte es gute Weile haben, für irgendwelche Geschichtsauffassung einen gründlichen wissenschaftlichen Beweis zu führen.

Am kürzesten formuliert ist die Marxsche Geschichtstheorie in dem viel zitierten Satze: „Die Produktionsweise



des materiellen Lebens bedingt den sozialen, politischen und geistigen Lebensprozess überhaupt.“ Diesen Satz kann jeder unbedenklich unterschreiben. Er ist zwar knapp genug, aber ist er auch genau, präzise, bestimmt genug? Was heist „bedingen“? Auf diese Frage mag uns einer der besten Kenner der deutschen Sprache die Antwort geben. Gustav Wustmann sagt: „Unter den Zeitwörtern ist das am unsinnigsten missbrauchte Modewort jetzt bedingen . . . Man übertreibt nicht, wenn man den gegenwärtigen Gebrauch von bedingen etwa so bezeichnet: wenn der Deutsche eine dunkle Ahnung hat, dass zwei Dinge in irgend einem ursächlichen Zusammenhange stehen, aber weder Neigung noch Fähigkeit, sich und anderen diesen Zusammenhang klarzumachen, so sagt er: das eine Ding bedingt das andere . . . Es ist das nicht nur eine alberne Mode, sondern zugleich ein schlimmes Zeichen von der zunehmenden Verschwommenheit unseres Denkens“ (Allerhand Sprachdummheiten. 1896. S. 359. 363).

Marx war unzweifelhaft ein scharfsinniger Denker, und in seiner Geschichtstheorie steckt unbestreitbar ein sehr dicker berechtigter Kern. Aber hätte Marx nichts anderes aufzuweisen als diese Theorie, so wäre es mit seinem wissenschaftlichen Verdienste schwach bestellt. Sie ist nicht genau genug; sie ist einseitig übertrieben. Das muss schliesslich auch selbst F. Engels gestehen, welcher im Jahre 1890 schrieb: „Wir hatten den Gegnern gegenüber das von diesen geleugnete Hauptprinzip (die ökonomische Seite) zu betonen, und da war nicht immer Zeit, Ort und Gelegenheit, die übrigen an der Wechselwirkung beteiligten Momente zu ihrem Recht kommen zu lassen . . . Es ist aber leider nur zu häufig, dass man glaubt, eine neue Theorie vollkommen verstanden zu haben und ohne weiteres handhaben zu können, sobald man die Hauptsätze sich angeeignet hat . . . Wer heute die materialistische Geschichtstheorie anwendet, ist verpflichtet, sie in ihrer ausgebildetsten und nicht in ihrer ursprünglichen Form anzuwenden, d. h., er ist verpflichtet,



neben der Entwicklung und dem Einfluss der Produktivkräfte und Produktionsverhältnisse den Rechts- und Moralbegriffen, den geschichtlichen und religiösen Traditionen jeder Epoche, den Einflüssen von geographischen und sonstigen Natureinflüssen, wozu denn auch die Natur des Menschen gehört, volle Rechnung zu tragen“ (Bei Bernstein, die Voraussetzungen des Sozialismus. 1899. S. 7).

Wenn wirklich allen den angeführten Momenten **volle** Rechnung getragen wird, dann wäre füglich gegen eine, wir wollen nicht sagen „materialistische“, sondern sagen lieber und besser „ökonomische“ Geschichtstheorie nichts einzuwenden. Diese letztere Bezeichnung gebrauchen übrigens auch nicht selten Anhänger der Marxschen Theorie. Über die Wahl des Wortes wäre also wohl eine Verständigung und Übereinstimmung möglich.

Engels selbst formuliert indessen in der Stelle, die man gerade am häufigsten von ihm anzuführen pflegt, die Theorie auch noch zu schroff, zu apodiktisch und übertrieben. Die viel genannte Stelle lautet nämlich: „Die jedesmalige ökonomische Struktur der Gesellschaft bildet die reale Grundlage, aus der der gesamte Überbau der rechtlichen und politischen Einrichtungen, sowie der religiösen, philosophischen und sonstigen Vorstellungsweise eines jeden geschichtlichen Zeitabschnittes in letzter Instanz zu erklären sind“ (Umwälzung der Wissenschaft. 1886. S. 11).

Sicher und absolut unleugbar bildet die ökonomische Struktur die reale Basis des gesamten gesellschaftlichen „Überbaus“, der auf ihr sich erhebt und beruht. Die zivilrechtlichen Einrichtungen sind auch aus diesen wirtschaftlichen Verhältnissen in letzter Instanz fast ganz zu erklären, weniger schon die politischen, noch weniger die philosophischen, und am wenigsten die religiösen Einrichtungen und Vorstellungen.

Bei den meisten Menschen leiten die natürlichen und materiellen Bedingungen weit mehr ihr Handeln als ideale Motive. Die Notdurft des Lebens ist es, welche in weitaus

die noch  
leider



den meisten Fällen sie beeinflusst und treibt. Primum est vivere, und so lange, bis den Bau der Welt Philosophie zusammenhält, erhält sich das Getriebe durch Hunger und durch Liebe.

Was das Privatrecht anlangt, so sagt schon der grosse Romanist Rudolf von Jhering: „Mit der wirtschaftlichen Entwicklung hält die des Rechts gleichen Schritt, letzteres lässt sich als das Flussbett der wirtschaftlichen Strömung bezeichnen . . . Darum kann uns die Rechtsgeschichte dazu dienen, uns über die Stufen und Fortschritte der wirtschaftlichen Ansicht und Bewegung Auskunft zu geben“ (Geist des römischen Rechts. 3. Auflage. 1874. II, 2, S. 431. 432). Der ausgezeichnete Rechtshistoriker W. Arnold äussert: „Das wirtschaftliche Leben ist in mehr als einer Hinsicht die Grundlage des rechtlichen und politischen . . . Das Privatrecht empfängt seinen tatsächlichen Stoff von den wirtschaftlichen Zuständen. Diese muss es anerkennen und gelten lassen, und wenn es sie in gewissem Sinn beherrschen und regeln soll, so kann es sie doch nicht anders machen, als sie sind. Sie bilden die Grundlage, auf der es ruht, die Voraussetzung, nach der es sich richten muss und auf die es immer wieder zurückkommt. Nur in den seltensten Fällen wird es gelingen, durch privatrechtliche Vorschriften allein dem Leben und dem Verkehr eines Volkes andere Richtungen anzuweisen . . . Die Art und Weise der wirtschaftlichen Kultur bedingt zugleich die Institute des Privatrechts . . . Wie aber stellt sich das Recht der Wirtschaft gegenüber, wenn es ganz von ihr abhängig ist? Zwei entgegengesetzte Meinungen stehen sich gegenüber. Nach der älteren, die keiner Widerlegung mehr bedarf, galt das Recht allein als das Bestimmende, Leben und Verkehr nur als das Bestimmte und Abhängige. Im Begriff des Rechts liege der Zwang, dem Leben und Verkehr bleibe also nichts übrig, als unbedingt zu folgen. Nur das Recht sei etwas Willkürliches, und wenn es auch nicht von der individuellen Willkür abhängt, etwa derer, die zufällig zu Gesetzgebern

W. Hohoff.



berufen seien, sei es doch in das Belieben der Völker gestellt, ihr Recht so oder anders zu gestalten.

„Der Gegenwart liegt das andere Extrem viel näher, wonach Leben und Verkehr allein das Bestimmende und das Recht nur das Bestimmte sei. Das wirtschaftliche Leben gehe voran, und das Recht müsse folgen, wohl oder übel, weil es mit jenem nicht in Widerspruch geraten dürfe“ (Kultur und Rechtsleben. 1865. S. 42. 56. 106. 115. 117). Arnold versucht dann die richtige Mitte zwischen den beiden Extremen darzulegen. Ob und wie weit ihm das gelungen, kann uns hier nicht weiter beschäftigen. Jedenfalls kommt der historische Materialismus der Wahrheit viel näher, als der subjektivistische Idealismus und der Rationalismus. Arnold kannte den ersten Band von Marx' „Kapital“ und nannte es 1875 mir gegenüber „die bedeutendste nationalökonomische Schrift seit Adam Smith“, aber ich glaube nicht, dass er in dem Jahre 1865 vom Marxschen historischen Materialismus irgendwelche Kunde hatte. Dennoch hatte er schon damals den starken, berechtigten Kern, der darin steckt, selbständig erkannt und anerkannt.

Was die religiösen Einrichtungen und Vorstellungen betrifft, vor allem die „grosse Zentraltatsache der Geschichte“, das Christentum, so ist für jeden Unbefangenen klar und evident, dass die christliche Religion nicht aus der ökonomischen Struktur Palästinas oder des Römischen Reiches der Kaiserzeit zu erklären ist. Die Geschichte beweist vielmehr, dass das Christentum und die Kirche nicht gebunden ist an irgend eine ökonomische Produktionsweise irgend eines Zeitalters oder Landes, sondern dass sie universal, katholisch, d. h. bestimmt und geeignet für alle Völker und alle Zeiten. Wir sind mit Schiller zu der Überzeugung gekommen, dass „weder in der Zeit, wo das Christentum sich zeigte, noch in dem Volke, in dem es aufkam, ein befriedigender Erklärungsgrund seiner Erscheinung liege“ (Abhandlung über das Studium der Geschichte. S. W. Cotta, X, 381). Wer wahrhaft ver-



nünftig denken will, der sieht sich gezwungen, das Eingreifen einer übernatürlichen Macht anzunehmen, um die Entstehung und Ausbreitung des Christentums zu erklären, ebenso wie zu einer wahrhaft rationellen Erklärung der Welt das Dasein eines Schöpfers, eines Gottes. Wer das Christentum in letzter Instanz auf ökonomische Verhältnisse zurückführen will, der beweist nichts als seinen blinden Köhlerglauben an die Dogmen des Materialismus.

Allerdings selbst bis in das Gebiet der religiösen Vorstellungen macht sich die Einwirkung der ökonomischen Verhältnisse bemerkbar. Die Römer würden keine Göttheiten wie Ceres, Bacchus, Pomona verehrt haben, wenn sie nicht Ackerbau, Weinbau, Obst- und Gartenbau getrieben, keinen Gott Terminus, wenn bei ihnen nicht Privateigentum an Grund und Boden bestanden hätte.

Auch auf die katholische Theologie erstreckt sich bis zu einem gewissen Grade der Einfluss der wirtschaftlichen Dinge, besonders auf die Moral und das kanonische Recht. Und das ist natürlich und selbstverständlich. Denn nur die Prinzipien sind absolut und unwandelbar. Die Anwendung der Grundsätze auf die Praxis, auf die konkreten Verhältnisse aber ist stets relativ und daher veränderlich. Die wirtschaftlichen, sozialen, politischen Verhältnisse sind in fortwährendem Fluss und Wandel begriffen; diesem Wechsel muss der Gesetzgeber, der Moralist und Kanonist Rechnung tragen. Da gilt der Satz: *Lex sit loco temporique conveniens. Propter necessitatem illicitum fit licitum*, und ähnliche. Andererseits jedoch hielt die Kirche prinzipiell stets fest an der Forderung: *Veritati et rationi consuetudo est postponenda. Consuetudo rationi frustra opponitur. In argumentum trahi nequeunt, quae propter necessitatem aliquando sunt concessa. Veritate manifestata cedat consuetudo veritati et rationi; nam consuetudo sine veritate vetustas erroris est etc. etc.* Das heisst wahrlich nicht, die Niederträchtigkeit von heute durch die Niederträchtigkeit von gestern legitimieren und jeden Schrei des



Leibeigenen gegen die Knute für rebellisch erklären, sobald die Knute eine angestammte, historische Knute ist — wie Marx der sogenannten historischen deutschen Rechtsschule zum Vorwurf macht.

Marx war nahezu auf allen Gebieten des menschlichen Wissens zu Hause; allein das weite und reiche Gebiet der katholischen Philosophie und Theologie blieb ihm sein Leben lang eine völlige terra incognita. Er kennt das katholische System so wenig, wie die katholischen Gelehrten im allgemeinen bis heute sein System kennen. Wenn er von theologischen Dingen redet, so überschreitet er ebenso sehr die Grenzen seines Wissens und gibt sich ebenso grosse Blößen, wie fast ausnahmslos die Theologen der Gegenwart, wenn sie von ökonomischen Fragen und vom „Marx'schen System“ sprechen. Die ganze Wissenschaft des Mittelalters, die angestrenzte Geistesarbeit von anderthalb Jahrtausenden existiert für ihn gar nicht. Er nennt, nicht ganz mit Unrecht, seinen Lehrer Hegel einen grossen Denker, obschon er die Hohlheit der Hegelschen Phantastik und die Haltlosigkeit des modernen Idealismus frühzeitig durchschaut hat. Aber die Schwäche teilt er ganz und gar mit seinem Meister, dass er die Scholastik verachtet, ohne sie irgendwie zu kennen. Hätte er sie gekannt, er hätte sehr Vieles und sehr Wichtiges von ihr lernen können. Sah sich doch der grösste Jurist der Neuzeit, Rudolf von Jhering, gezwungen, in einem Briefe vom 30. Januar 1884 an den Schreiber dieser Zeilen, zu bekennen: „Ich erhielt gestern Ihre Besprechung meines Werkes und kann nicht umhin, Ihnen zu erkennen zu geben, wie sehr ich mich über sie gefreut habe. Die Zitate, die Sie aus Thomas von Aquin mitteilen, haben mich mit wahren Staunen erfüllt; ich könnte mich ihrer als Motto für die Hauptsätze meiner Theorie bedienen. Wahrhaft unbegreiflich ist es mir, wie solche Wahrheiten, nachdem sie einmal so klar und bestimmt ausgesprochen waren, der Wissenschaft gänzlich abhanden kommen konnten. Mir kann man es verzeihen, dass ich sie nicht



kannte, aber um so schwerer wiegt der Vorwurf für erstere. Ich werde bei einer neuen Auflage von Band II Gelegenheit nehmen, das Übersehene meinerseits wieder gut zu machen.“

In einem weiteren Briefe vom 27. Mai 1886 heisst es sodann: „Es trifft sich ausserordentlich glücklich, dass jetzt die zweite Auflage von Band II meines ‚Zweckes im Recht‘ erscheint, in der ich auf S. 161, Anmerkung, Ihrer gedacht habe. Ich habe der Verlagshandlung den Auftrag gegeben, Ihnen ein Exemplar zukommen zu lassen, will aber, da ich nicht weiss, ob dasselbe schon an Sie abgegangen ist, den betreffenden Druckbogen aus meinem Korrektorexemplar beilegen . . . Die Note wird Ihnen zeigen, wie unabhängig ich von allen konfessionellen Gegensätzen bin. Ich halte fest an meinem Protestantismus, aber das hindert mich nicht, auch dem Katholizismus sein volles Recht widerfahren zu lassen, unbekümmert um das Geschrei protestantischer Parteimänner. Gerechtigkeit auch gegen den Gegner ist mein oberster Wahlspruch. Die Note hat bei den Wenigen, die sie vor dem Erscheinen des Werkes gesehen, Befremden erregt, man hat mir prophezeit, die Katholiken würden Kapital daraus schlagen. Mir gilt dies gleich, ich spreche meine Überzeugung aus, ohne zu fragen, wem sie zum Vorteil gereicht.“

Man riet Jhering dringend, das günstige Urteil über den Fürsten der Scholastik nicht drucken zu lassen, und als er doch der Wahrheit die Ehre gab, ärgerte man sich und verdachte es ihm sehr. Das ist die „freie, voraussetzungslose, unparteiische“ moderne Wissenschaft!

Alle irgendwie ernst zu nehmenden Gegner von Marx stimmen darin überein, dass der Fundamentalsatz der Marxschen Kapitalkritik die Lehre vom Werte sei; treffend bemerkt aber Prof. Lexis (Jahrbücher für Nationalökonomie.



1885. Bd. 45. S. 452 ff.), dass der „Kardinalpunkt der Marxschen Theorie“ die Lehre vom Mehrwert sei. Ginge den Apologeten des heutigen liberalen „kapitalistischen“ Wirtschaftssystems diese Lehre vom Mehrwert nicht so fatal gegen die Haare, so würde man sich mit der Marxschen Analyse des Wertes leicht aussöhnen. Denn die Marxsche Wertlehre ist, wie selbst Eugen von Böhm-Bawerk (Kapital und Kapitalzins. 1884. I, 493) gesteht, „seit 130 Jahren“ und länger noch in der ökonomischen Wissenschaft die „herrschende“ gewesen; sie ist durch Marx nicht erfunden, sondern nur weiter entwickelt und vervollkommnet worden. Sie ist auch nicht eine spezifisch „liberale“ Ansicht, zu der Cathrein sie stempeln möchte; sie bestand lange vor Adam Smith und Ricardo; sie ist die Ansicht des gesunden Menschenverstandes; man frage jeden biedereren Handwerksmeister oder Gesellen: wovon hängt vernünftigerweise die Höhe des Wertes und Preises eurer Produkte ab? und sie werden ohne Zögern einstimmig antworten: von der Menge oder Grösse der Arbeit, die die Herstellung kostet. Diese Anschauung ist, wie Rodbertus mit Recht sagt, „gegen alle Sophismen einer Hintergedanken hegenden Lehre unauslöschlich ins Volksbewusstsein eingepägt.“ Nur die Händler behaupten, alles hänge lediglich ab von „Angebot und Nachfrage“. Und die Vulgärökonomien flüchten sich hinter die Nützlichkeit, Seltenheit und andere Scheingründe.

Kurz, heute wird diese sogenannte Arbeitswertlehre, oder Ricardo-Marxsche Werttheorie, von fast allen officiellen Fachökonomien verworfen und bekämpft, nicht sowohl um ihrer selbst willen, sondern weil auf sie und aus ihr die Lehre vom Mehrwert folgt. Die ökonomischen Dilettanten auf katholischer Seite, welche gegen die Marxsche Wertanalyse polemisieren, eignen sich im wesentlichen meist nur die Argumente der liberalen Bourgeoisökonomien an. Wir unsererseits haben anderwärts schon oft erklärt, dass wir mit vollster Evidenz von der Richtigkeit der Marxschen Wert- und Mehrwertlehre überzeugt sind, dass wir



freilich nicht alle von sozialistischen Agitatoren daraus gezogenen vermeintlichen „Konsequenzen“ akzeptieren. Wir glauben diese unsere Ansicht auch für wirklich Unbefangene hinreichend bewiesen zu haben. (Vergleiche unsere Schrift: „Warenwert und Kapitalprofit“. 1902). Freilich sagt schon der alte Lichtenberg: Sei überzeugt bis in den Tod, dass nichts auf Erden seltener gefunden wird als ein gerechter Richter, und als ein völlig unbefangener Wahrheitsforscher, setzen wir hinzu, denn auch die gelehrten Forscher sind Richter, die täglich Urteile zu fällen haben.

Weil man die theoretischen Schwierigkeiten, welche sich aus der richtigen Analyse des Wertes heute zu ergeben scheinen, aus ungenügender Kenntnis, sei es der Ökonomik, oder der Rechtsphilosophie, oder der Erkenntnislehre, oder auch aller drei zusammengenommen, nicht zu lösen vermag, zieht man es vor, kurzer Hand die Richtigkeit jener Analyse zu leugnen. Das ist das bequemste, was man tun kann; dann ist man mit einem Schlage aller Sorgen ledig, wissenschaftliche Rätsel und Schwierigkeiten scheint es dann kaum mehr zu geben; die „Konkurrenz“ oder das „Gesetz von Angebot und Nachfrage“ muss es auf sich nehmen, alle Begriffslosigkeiten der Ökonomen zu erklären, während die Ökonomen umgekehrt die Konkurrenz zu erklären hätten. Auch allerlei sonstige „Gründe“ lassen sich leicht finden: quod enim mavult homo, verum esse, id potius credit. Und die Leser, die noch weniger davon verstehen, sind leicht befriedigt und glauben an des Meisters Wort.

Aber man hat doch nur sich selbst getäuscht, man wiegt sich in Illusionen und verschliesst sich der Möglichkeit voller, klarer und richtiger Einsicht in die ökonomischen Dinge. Denn der Begriff des „Wertes“ bildet nicht nur den Fundamentalsatz der Marxschen Kritik der bestehenden kapitalistischen Wirtschaftsweise, sondern er ist überhaupt für die politische Ökonomie von funda-



mentaler Bedeutung. „La science économique se résume dans le mot valeur, dont elle n'est que la longue explication“, sagt treffend Bastiat. Und ebenso richtig bemerkt Professor Friedrich Kleinwächter: „Auch die orthodoxe Nationalökonomie legt der Werttheorie eine ungeheure Bedeutung bei, denn fast in jedem Lehrbuch der Nationalökonomie wird in dem Kapitel, das vom Wert handelt, hervorgehoben, dass der Wert der Fundamentalbegriff der gesamten Nationalökonomie sei, dass es vor allem darauf ankomme, den Wertbegriff richtig zu erfassen usw. usw. Nun soll nicht geleugnet werden, dass der Nationalökonom, der kontinuierlich mit den Werten zu tun hat, sich darüber klar sein muss, was unter Wert zu verstehen ist, und welche Momente auf die Steigerung und Verringerung des Wertes bestimmend einwirken und dergl. Wenn man aber fragt, worin denn die ‚fundamentale‘ Bedeutung des Wertbegriffes bestehen soll, so sucht man in den Lehrbüchern vergebens nach einer Antwort, denn die orthodoxe (i. e. liberale) Nationalökonomie zieht aus dem Wertbegriff fast gar keine Konsequenz, und ist zufrieden, wenn sie diesen ‚Fundamentalbegriff‘ in dem betreffenden Kapitel abgehandelt und abgetan hat“ (Die Grundlagen und Ziele des sog. wissenschaftl. Sozialismus. 1885. S. 108. 109).

Dies ist auch gar nicht anders möglich. Die „Definitionen“ der Lehrbücher der Volkswirtschaftswissenschaft, die neuesten von Gustav Schmoller, Joh. Conrad u. Heinr. Pesch inbegriffen, lehren uns über das eigentliche Wesen des Wertes absolut nichts. Die gemeinsame Einheit, die in den Waren, als Tauschwerten betrachtet, steckt, und die eben die Waren zu Werten macht, weiss keines dieser Lehrbücher anzugeben. Aus solchen vagen, unklaren, unrichtigen Begriffen kann man keine wissenschaftlich fruchtbaren Konsequenzen ziehen. Deshalb wissen die modernen Ökonomen mit ihren unbegriffenen und begriffslosen Wertbegriffen durchaus nichts anzufangen. Sie müssen ganz bescheiden damit zufrieden sein,



wenn sie diesen Fundamentalbegriff in dem betreffenden Kapitel abgehandelt und „abgetan“ haben.

Ohne richtige Erkenntnis des Wertes gibt es keine richtige Erkenntnis der wichtigsten übrigen ökonomischen Verhältnisse, mit ihr wird alles hell und klar, was vordem dunkel und verworren war. Wer das Wesen des Wertes nicht recht erfasst hat, der weiss selbstverständlich auch nichts Rechtes und Gründliches zu sagen von Kapital, Profit, Zins, Rente; denn diese sind sämtlich eben bestimmte Wertbeträge. „Das Zinsproblem ist ein Wertproblem“, sagt richtig Böhm-Bawerk, der aber mit seinem falschen Wertbegriff dies Problem nicht gelöst hat, obgleich er zwei dicke, gelehrte Bände darüber verfasst hat. Wer nicht weiss, was der Wert ist, der weiss natürlich auch nicht, was Kapitalprofit, Zins und Rente ist, weiss nicht, woher sie kommen, wie sie entstehen, sondern trägt darüber ebenso oberflächliches, unwissenschaftliches Geschwätz vor, wie über den Wert.

Wie der Wert lediglich ein Produkt der Arbeit ist, so ist die heutige Verwirrung bezüglich des Wertbegriffes ein Produkt der Angst vor dem Sozialismus. Hass und Liebe, Vorurteil und Vorteil beeinflussen unser Urteil und fälschen es oft gänzlich. „Wenn die Menschen ein Interesse daran hätten“, sagt Baron Holbach, „so würden sie die Elemente des Euklid in Zweifel ziehen und leugnen.“ Die Gelehrten, welche gegen die Marxsche Wertanalyse polemisch aufgetreten sind, glauben aber, ein Interesse daran zu haben, dass diese Analyse als falsch erwiesen werde, weil sie dadurch einem gefürchteten Gegner seine Hauptangriffswaffe aus der Hand geschlagen und vernichtet zu haben vermeinen. Deshalb gehen sie nicht unbefangen an die Sache heran. Sie sehen Gefahren auch dort, wo keine sind; sie erklären für Irrtum auch das, was wahr ist. Sie halten alles für unsinnige Utopie, was gestern nicht war, heute nicht ist und auch morgen und in den nächsten Jahren noch unmöglich sein wird. Man rennt mit dem Kopf gegen die granitene Grundmauer,



die Arbeitswerttheorie, und wähnt so den ganzen Bau der Kapitalkritik über den Haufen zu stürzen. Es gibt indes nichts Verhängnisvolleres und Verderblicheres, als wenn man in kritischer Lage sich Selbsttäuschungen hingibt. Man stärkt dadurch nur die Position des Gegners; wahrlich nicht, wie man törichterweise sich einbildet, die eigene.

Dass mit der Marxschen Kritik des Kapitalismus ein furchtbarer Missbrauch getrieben werden kann und vielfach getrieben wird, ist Tatsache. Aber das beweist nichts gegen die Wahrheit seiner Kritik, sondern nur gegen den Missbrauch. „Im Kopfe eines Menschen, dessen Herz verderbt ist, sind die Wissenschaften wie die Waffen in der Hand eines Rasenden“, sagt Rousseau mit Recht, und ebenso treffend äussert Dagobert von Gerhard: „Gewisse Sätze der Wissenschaft, in die unreifen Köpfe eines gottlosen Janhagels getragen, gleichen einem geladenen Revolver in der Hand eines spielenden Kindes.“ Darum verlieren diese Sätze aber nicht das mindeste an ihrer Wahrheit und Richtigkeit. Viele Wahrheiten haben für gefährliche Irrtümer gegolten und gelten den meisten Menschen noch heute dafür, ohne es zu sein und ohne überhaupt missbraucht zu werden; gilt doch in den Augen der Mehrzahl selbst der Katholizismus für „gefährlich“, und für das allergefährlichste der — Jesuitenorden. Andere Wahrheiten gelten für verderbliche Irrtümer, weil sie leicht missbraucht werden können und faktisch oft arg missbraucht worden sind. Zu ihnen gehört die Marxsche Kapitalkritik, die nichts anderes ist als der ausführliche, gründliche, unanfechtbare Beweis vom Standpunkte der modernen Wissenschaft der Ökonomie für die zweifellose Richtigkeit aller jener das wirtschaftliche Leben betreffenden Lehren, welche schon die Kirchenväter, das kanonische Recht und die gesamte Scholastik aufgestellt und von ihrem Standpunkt, dem theologisch-moralischen, aus begründet haben, so gut und so weit das möglich war zu einer Zeit, in der die Wissenschaft der Ökonomie noch nicht geboren war. Wer das leugnet, der kennt entweder



Marx nicht gründlich, oder die Scholastik, oder auch beide nicht; und das letztere ist leider die Regel.

Wir wissen nun freilich, dass es brave Leute gibt, denen der Gedanke schrecklich und unerträglich scheint, dass die von ihnen hochgeschätzte Scholastik irgend etwas mit einem Manne, wie Karl Marx, gemein habe. Darum stellen sie mit heiligem Eifer in Abrede, dass irgendwelche Übereinstimmung zwischen beiden bestehe. Aber allen Interpretationskünsten und Sophismen zum Trotz ist es eine sichere und unumstößliche Tatsache, dass die grössten Geister der Scholastik, Albertus Magnus und Thomas von Aquin, der Arbeitswerttheorie huldigen. Alle Forscher, die sich halbwegs unbefangen mit dieser Frage beschäftigt haben, gestehen das denn auch ein, so z. B. Georg Ratzinger, Rudolf Meyer, Endemann, Loria, Ashley u. a.

Der tüchtige protestantische Sozialpolitiker Dr. Rudolf Meyer, welcher der katholischen Kirche sehr wohlwollend gegenübersteht, und zur Zeit Majunke's öfters Beiträge für die „Germania“ lieferte, desgleichen für die „Historisch-politischen Blätter“, später längere Zeit Mitarbeiter des „Wiener Vaterland“, dann der sozialpolitischen Zeitschrift „L'Association catholique“ in Paris, des Organes des Grafen de Mun und des Marquis de la Tour-du-Pin, war, weshalb Nitti ihn, neben Manning, Vogelsang, Ketteler, Hitze usw., zu den „katholischen Sozialisten“ zählt, sagt: „Die alte katholische Kirche hat, wie wir in einem folgenden Werke zu beweisen unternehmen hoffen, dieselbe Ansicht vom Wert gehabt, wie die klassische Ökonomie (die Enzyklika von 1891 tut das auch, wie wir uns nach Einsicht des lateinischen Textes überzeugt haben), und es als Wucher bestraft, wenn auf Grund einer angeblichen Naturproduktivität ein Vorteil z. B. beim Darlehen von Getreide bezogen worden war“ (Kapitalismus S. 192).<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Unter dem 15. Februar 1895 schrieb uns R. Meyer aus Wien: „Ein freundlicher Brief von Ihnen kräftigt — noch zu einer kurzen Antwort nicht mehr zu einer Rezension. Sie müssen Nitti kritisieren.“



Endemann stellt als allgemeine scholastische und kanonische Lehre fest: „Arbeit ist unter allen Umständen

Ich muss meinen kleinen Rest von Arbeitskraft auf Begonnenes konzentrieren, auch habe ich kein Blatt. Einige Angaben in seiner Schrift sind falsch. So wurde ich nicht von Taaffe ausgewiesen — ich entfernte mich „sehr bald“ nach dem Sturm auf Bontoux und kam erst zurück, als er gekracht hatte. Und Lösewitz ist nicht adelig. Er ist in Lievland gebürtig, war Protestant und konvertierte; war päpstlicher Zuave, Karlist, darauf lange Mitarbeiter des „Monde“. Er hat nichts Zusammenhängendes geschrieben; auf seine Richtung — er ist jünger als ich — habe ich wohl massgebenden Einfluss gehabt. Seit ein halb Dutzend Jahren ist er Vertreter des russischen Grafen Lamberg und schreibt nicht mehr. Ich arbeite an einem Buch über den Zusammenbruch des nordischen Grossgrundbesitzes und publiziere gelegentlich dazu einige Vorläufer, wo und wann ich ein Blatt finde, das die Artikel nehmen will. Dann möchte ich das letzte Buch schreiben: „Tausend Jahre christlicher Volkswirtschaft“, ca. von 600 bis 1600. Das Material an Kirchengesetzen ist wohl fast vollständig. Der Kommentar fehlt noch. Vielleicht entschliessen Sie sich, mir dabei zu helfen. Vorläufig sichtet und ordnet Dr. Ernst noch daran. Wir werden nicht ganz einig sein, Sie und ich. Ich glaube, Sie sagen, das Kapital habe damals nicht existiert. Ich bin anderer Ansicht, doch ich bitte Sie, nicht brieflich darauf einzugehen. Trage mich mit dem Gedanken, wenn ich so lange leben und in Österreich bleiben sollte, Sie 1896 im Sommer bei mir zu sehen. Sprechen kann ich noch, aber schreiben fällt mir schwer. Möge es Ihnen gut gehen und Sie gesund bleiben und alt werden. Was Sie und mich bekämpft, ist wurmstichig und fällt beim ersten Sturm — so gebrechlich ich bin, mich lässt er stehen und Sie auch. Von allen Katholiken existieren jetzt in altkettelerischer Richtung nur noch die alte knorrige Eiche Jörg und Sie — und von den Protestanten der ewig leidende und sich durch Gottes Gnade doch immer wieder für einige Stunden zur Arbeit erhebende R. Meyer.“ Der Kranke starb bald darauf. Es ist sehr zu bedauern, dass er das Buch nicht zum Abschluss bringen konnte, und dass das von ihm gesammelte Material später nicht von einem anderen verwertet worden ist. — Was Nitti betrifft, so hatte derselbe, positivistischer Universitätsprofessor in Neapel, ein Werk herausgegeben mit dem Titel: „Il Socialismo cattolico“ (Torini-Roma. L. Roux. 1891), das in Italien viel Aufsehen erregte, auch alsbald ins Französische und Englische übersetzt wurde; bloss in Deutschland wurde es auffallenderweise allgemein fast ganz totgeschwiegen. Trotz mancher Irrtümer ist das Buch sehr interessant und noch immer lesenswert.



der wahre Faktor der Werterzeugung“ (Studien in der romanisch-kanonischen Wirtschafts- u. Rechtslehre. II, 29). Der gefeierte katholische Historiker Joh. Janssen schreibt: „Den kanonischen Schriftstellern ist die Arbeit die Erzeugerin aller Güter; sie, nicht das Eigentum, schafft alle Werte“ (Geschichte des deutschen Volkes. 1878. I, 401). Professor W. Roscher sagt: „Der Grundgedanke bei Marx ist ein Rückfall in die alte (aristotelisch-scholastische) Irrlehre von der Unproduktivität der Kapitalien.“ Setzt man hier, wie man muss, statt „Rückfall in die alte Irrlehre“ die Worte „Rückkehr zur alten Wahrheit“, so hat Roscher vollkommen recht.

Wie schon der Denkkriese Aristoteles, so begründet auch das ganze Mittelalter die Verwerflichkeit des Zinsnehmens und jeglichen Wuchers mit dem Satze: Geld kann nicht Geld gebären; Geld kann keine Früchte tragen, kein arbeitsloses Einkommen erzeugen.

Geld kann und soll nicht fruchtbar sein. Wird es scheinbar dennoch fruchttragend oder „produktiv“, so ist das eben Wucher. Geld ist aber seinem Begriffe nach nichts als die selbständig gewordene Form des Wertes. Was also vom Gelde gilt, gilt von allen Werten, von allen Wertdingen, Wertsummen, Wertbeträgen. Denn: „Pecunia est in virtute omnis res; pecuniam enim qui possidet, venalia cuncta habet“, sagt Soto und die ganze Scholastik.

Mit vollstem Rechte betont Endemann in seinen dieser Frage gewidmeten Werken oft: Die Quintessenz und das Grundprinzip der kirchlichen Wucherdoktrin sei die Leugnung und Negierung der Produktivität des Geldes oder Kapitals, und die einzige Quelle der Bildung von Tauschwert sei die menschliche Arbeit.

Das Hauptverdienst des Lebenswerkes von Marx über das „Kapital“ besteht vor allem gerade in dem gründlichen wissenschaftlichen Nachweise, dass nicht das Kapital, sondern nur die lebendige menschliche Arbeit wertbildend



ist. Die „produzierten Produktionsmittel“, d. h. Rohstoffe, Maschinen usw., können dem Neuprodukt nicht mehr Wert zusetzen, als sie selbst vor der Produktion schon haben. Aller Mehrwert entstammt nur der Arbeit.

Zu allem Überflus wird diese Wahrheit auch ausdrücklich und nachdrücklich anerkannt von Leo XIII. in seiner vielberufenen Enzyklika „Rerum novarum“ vom 15. Mai 1891: In derselben heisst es wörtlich wie folgt: „Illud verissimum est, non aliunde quam ex opificum labore gigni divitias civitatum.“ „Das ist gewisseste Wahrheit, dass der gesellschaftliche Reichtum nirgends anders her stammt, oder durch nichts anderes hervorgebracht wird, als durch die Arbeit der Arbeiter.“

Ist es nun nicht hochkomisch und schwer verständlich, dass Gelehrte, die sonst dazu neigen, jede amtliche Äusserung des kirchlichen Oberhauptes fast wie eine unfehlbare Entscheidung „ex cathedra“ anzusehen, eben diese, von Papst Leo so unumwunden und entschieden hingestellte Wahrheit als äusserst gefährlichen und verderblichen Irrtum bekämpfen, wenn jemand anders sie ausspricht? Den Papst zu nennen, wagt man nicht. Man hat bis heute seine Worte fast allgemein gänzlich ignoriert und systematisch totgeschwiegen. Die deutsche Übersetzung, die bei Herder in Freiburg erschienen, und allein verbreitet ist, fälscht den Text, wenn auch im guten Glauben, indem sie den Sinn und die Bedeutung der Stelle dermassen abschwächt, dass man den Originalwortlaut gar nicht wiedererkennen kann. Dr. Rudolf Meyer bemerkt darüber: „Der Übersetzer unterdrückte auffallenderweise diese Hauptstelle. Die Herdersche Übersetzung, die allgemein gebraucht wird, verschweigt, dass Leo XIII. das Smith-Ricardosche Wertgesetz auch anerkennt, welches seine Ausleger in M.-Gladbach bekämpften . . . Dieser auffällige Übersetzungsfehler wurde von dem Grafen E. Sylva-Tarouca auf dem Würzburger Katholikentage aufgedeckt. Verteidigt hat dort niemand den Übersetzer, und so wird das bekannte „Wertgesetz“ wohl auch vom katholischen



Deutschland respektvoller behandelt und die „Naturproduktivkraft“ in den Winkel geschoben werden“ (Der Kapitalismus fin de siècle. 1894. S. 192, 462). Diese letztere Vermutung ist bis jetzt nicht in Erfüllung gegangen; man redet von dem Wertgesetz noch immer in dem abfälligen Tone wie früher. Wir selbst hatten schon vor dem österreichischen Herrn Grafen auf die wahre Bedeutung der Stelle hingewiesen, aber es gibt keine schlimmere Taube als diejenigen, die nicht hören wollen!

Die Opposition gegen die Werttheorie der klassischen Ökonomie, welche besonders seit dem Erscheinen des ersten Bandes von Marx' „Kapital“ fast überall in immer noch steigendem Masse sich erhoben hat, ist hauptsächlich ein Ausfluss des bösen Gewissens und der schlechten Absicht der Apologetik des herrschenden Wirtschaftssystems, der Furcht vor dem Sozialismus und des Befangenseins in den Vorurteilen der bevorzugten Klassen. Nicht besserer wissenschaftlicher Einsicht, und überhaupt nicht sowohl theoretischen Gründen, sondern vorwiegend praktischen Interessen, verdankt die Polemik gegen die klassische Wertlehre ihren Ursprung, wenn auch sehr viel ehrliche geistige Impotenz dabei im Spiele ist. Das erkennt auch Professor H. Dietzel an, der u. a. gesteht: „Wenn W. Hohoff sagt, dass nicht dem Verstande, sondern dem Willen die Polemik gegen die Arbeitswerttheorie ihren Ursprung verdanke, so trifft dies zu — allerdings mit zahlreichen Ausnahmen“ . . . Die Opposition der Grenztheoretiker Jevons, Walras, K. Menger, verdanke dem „Verstande“ ihren Ursprung, meint Dietzel (Theoretische Sozialökonomik. 1895. S. 210). Sagen wir: dem „Unverstande“, dann ist jede Differenz beseitigt.

Solange die Wertverteilung noch nicht zur „brennenden“ Frage geworden war, so lange konnte die Wertentstehung unparteiisch und unbefangen, ohne Furcht vor Nachteil oder Gefahr für die Privilegierten, erörtert werden. Damals zweifelte man nicht, dass der Wert nur durch die Arbeit entstehe, aber man zweifelte damals auch nicht,



dass die herrschende Wertverteilung naturgemäss und naturnotwendig sei. Heute bezweifelt man hüben das eine, und drüben das andere. In demselben Masse, wie mit dem Auftreten der älteren englischen Sozialisten und mit der Zunahme des Klassenkampfes seit den dreissiger und vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die wissenschaftliche Unbefangenheit schwieriger wurde, entwickelte sich auch der Kampf gegen die Arbeitswerttheorie seitens der bezahlten und unbezahlten Verteidiger des kapitalistischen liberalen Wirtschaftssystems.

Professor Dietzel bemerkt a. a. O. ferner sehr richtig: „Ein grosser Teil des Streites und der Missverständnisse, welche die Wertliteratur der letzten Jahrzehnte zu einem so unerfreulichen Studium machen, wäre uns vermutlich erspart geblieben, wenn die Arbeitstheorie Ricardo's nicht mit dem ethisch-politischen Postulat, dass nur das Arbeitseigentum gerecht sei, zeitlich zusammengetroffen und die Kritik jenes Lehrsatzes mit der Kritik dieser Norm verquickt worden wäre.“

Die ältern englischen Sozialisten, auch Proudhon und Lassalle, stellten allerdings jenes Postulat auf, verlangten also für den Arbeiter den „vollen Arbeitsertrag“, d. h. das ganze Wertprodukt, was seine Arbeit neu erzeugt. „Mein sei, was ich hab' geschafft — Das ist Arbeitswissenschaft“, lautete die Parole.

Karl Marx aber hat ein Recht der Arbeiter auf den vollen Arbeitsertrag niemals anerkannt, sondern stets abgewiesen. Ein allerjüngster Marx-Kritiker behauptet freilich: „Der Zweck der Marxschen Wert- und Mehrwertlehre ist offenbar, dem Kampf des Proletariats gegen den Kapitalismus eine moralische Rechtfertigung, einen legalen Anstrich zu geben. Ist die Arbeit allein wertbildend, dann sind alle Güter eigentlich rechtmässiges Eigentum der Arbeiter, in den Händen der Unternehmer aber „Diebstahl“, dann ist das Wort richtig, welches Proudhon einst schrieb: *La propriété c'est le vol*, Eigentum ist Diebstahl.“



Diese Sätze beweisen, dass der Kritiker die Schriften von Marx niemals aufmerksam gelesen haben kann und überhaupt in der neueren sozialistischen Literatur nur sehr ungenügend belesen ist. Er spricht unkritisch und leichtgläubig nach, was zahlreiche liberale Ökonomen und ihre Nachbeter beweislos behauptet haben. Aber nicht eine einzige Stelle vermag man anzuführen, wo Marx das gesagt hätte, was ihm hier imputiert wird. An vielen Stellen dagegen sagt er klar und bestimmt das gerade Gegenteil. Vergleiche auch unsere Schrift: „Warenwert und Kapitalprofit“, 1902. S. 30—43, 59—65. Wem das dort beigebrachte reichhaltige Material noch nicht genügen sollte, für den seien noch folgende, an und für sich sehr beachtenswerte, Äusserungen von Marx selbst und von seinem Alterego Friedrich Engels hier wiedergegeben.

In der von ihm 1875 verfassten Kritik des sozialdemokratischen Parteiprogramms, das u. a. auch „gerechte Verteilung des Arbeitsertrags“ forderte, bemerkt Marx:

„Was ist „gerechte Verteilung“? Behaupten die Bourgeois nicht, dass die heutige Verteilung „gerecht“ ist? Und ist sie in der Tat nicht die einzige „gerechte“ Verteilung auf Grundlage der heutigen Produktionsweise? Werden die ökonomischen Verhältnisse durch Rechtsbegriffe geregelt oder entspringen nicht umgekehrt die Rechtsverhältnisse aus den ökonomischen? Haben nicht auch die sozialistischen Sektierer die verschiedensten Vorstellungen über „gerechte“ Verteilung? . . . Das Recht kann nie höher sein als die ökonomische Gestaltung und dadurch bedingte Kulturentwicklung der Gesellschaft“ (Neue Zeit. 1890—91. I. Bd. 565. 567).

F. Engels sagt in dem während des Sozialistengesetzes in Zürich erscheinenden „Sozialdemokrat“ (Nr. 23 vom 5. und Nr. 25 vom 19. Juni 1884):

„Proudhons Wort „Eigentum ist Diebstahl“ ist lediglich eine geistreiche Paradoxie, die nichts erklärt.“ —

„Stehlen heisst Aneignen im Widerspruch mit den geltenden Rechtsanschauungen. Davon kann aber bei der



Aneignung des Mehrwerts der Arbeit gar keine Rede sein — sie geschieht in vollkommener Übereinstimmung mit den Gesetzen und Rechtsbegriffen der modernen bürgerlichen, warenproduzierenden Gesellschaften. Vor Marx operierten die Sozialisten mit dem Begriff des Diebstahls . . . Marx aber spricht **nirgends** von Diebstahl oder „gestohlener“ Arbeit, nennt auch die Aneignung der „fremden Arbeit“ weder ungerecht noch unmoralisch.“

In der Wochenschrift „Die Neue Zeit“ (Stuttgart, 1891. I. Bd. S. 806) heisst es ferner:

„Durch den Nachweis, dass der Anteil des Kapitalisten (des Nichtarbeiters) an dem Wert des Produkts aus unbezahlter Arbeit anderer besteht, die die Arbeit leisten, — hat man durchaus nicht den Beweis geliefert, dass der Anteil des Kapitalisten keine Berechtigung hat. Auf einer gewissen Entwicklungsstufe kann der Unternehmer eine unentbehrliche Person sein und die kapitalistische Produktion ist dann nicht zu vermeiden. Ebenso wie Thomas von Aquino zu seiner Zeit hielt auch Marx das Privateigentum für eine notwendige Bedingung einer gewissen Zeit.“

Solange die kapitalistische Produktionsweise notwendig ist, so lange ist auch der Kapitalprofit, die Aneignung des Mehrwerts seitens des Kapitalisten, notwendig und berechtigt, allerdings nur aus historischen, geschichtlich gewordenen und daher auch geschichtlich wieder vergehenden, also transitorischen Gründen, aus praktischen, nicht aus ewig und allgemein gültigen; ebenso wie einst Sklaverei und Leibeigenschaft berechtigt waren, es heute aber nicht mehr sind. Das Eigentum ist berechtigt, insofern es notwendig ist. Die Formen und Gestaltungen des Eigentums wechseln und ändern sich mit den verschiedenen Geschichtsepochen, wie die Rechts- und Wirtschaftsgeschichte zeigen. Und Marx glaubt, dass die natürliche Entwicklung des Wirtschaftslebens mit Notwendigkeit nach einer höheren Form der Produktionsweise tendiert. Diese Ansicht mag in Widerspruch stehen zu den Vorurteilen, in denen wir alle bisher aufgewachsen sind. Mit Ver-



nunft und Christentum stehen sie keineswegs in Widerspruch. Der Spiessbürger freilich sieht in dem, woran er gewöhnt ist, ein „Naturgesetz“.

„Sklaverei ist unlogisch und widervernünftig“, sagt Prof. Felix Dahn treffend. „Geschichtlich erklärt sie sich freilich sehr wohl und sogar als ein Kulturfortschritt . . . Verglichen mit der Tötung der Kriegsgefangenen ist die Verschonung der Überwältigten, um sie den Herdentieren ähnlich zu verwerten, ein freilich von feinerer Selbstsucht eingeführter Fortschritt gewesen“ (Deutsches Rechtsbuch. 1877. S. 77).

Ganz dasselbe gilt auch vom modernen Kapitalismus. Die Grundlage des Kapitalismus, und seine *conditio sine qua non*, bildet die sog. „freie“ Lohnarbeit. Die Lohnarbeit ist aber nur eine Form der Sklaverei. „Le salaire est une dernière forme de la servitude“, sagt Chateaubriand (bei Antoine, Cours d'écon. sociale. 1896. p. 525)<sup>1)</sup>. Auch John Stuart Mill erkennt an, dass das Lohnsystem anormal sei, dass es bei zunehmender Kultur auf die Dauer unerträglich und unmöglich sei, selbst bei „hohen“ Löhnen (Principles IV, 7. § 4).

Im heutigen kapitalistischen Wirtschaftssystem ist die menschliche Arbeit, oder richtiger gesagt, die Arbeitskraft des Lohnarbeiters zur Ware geworden. Er muss seine Arbeitskraft, die nur in seiner lebendigen Leiblichkeit existiert, als Ware feilbieten; sein Lohn ist allen Schwankungen des Marktes und des Warenpreises ausgesetzt. Das ist die „durchaus entmenschte Physiognomie der bürgerlichen Periode“ (Lassalle). Die Person wird zur Sache degradiert; der Mensch, der Herr und Gebieter der

<sup>1)</sup> Nitti (p. 289) zitiert aus Chateaubriands „Mémoires d'outre-tombe“ folgende Sätze: „Senza la proprietà individuale, nessuno è affrancato. Chiunque non ha proprietà non può essere indipendente. La proprietà non è altro che la libertà“, und aus den „Essais historiques sur la littérature anglaise“ (II, 392): „Il salario non è che la schiavitù prolungata“. Die Heilige Schrift sagt: „Dives pauperibus imperat, et qui accipit mutuum servus est foenerantis“ (Proverb. 20, 7).



Schöpfung, das Ebenbild Gottes, wird auf die niedere Stufe der stofflichen Dinge herabgedrückt und mit ihnen identifiziert. Der Arbeiter ist gleichgestellt den Rohstoffen, Arbeitswerkzeugen, Arbeitsvieh. Er ist ebenso sehr „Zubehör des Kapitals“ als das tote Arbeitsinstrument. Zuerst simple Ware, die auf dem Markte gekauft wird, ist der Arbeiter, nach seinem Eintritt in den Produktionsprozess, selbst ein Ingrediens des in Funktion begriffenen und dem Kapitalisten zugehörigen Kapitals; er ist das „variable“ Kapital, ganz so, wie der antike Sklave „Ware“ war und einen Teil des „Kapitals“ seines Herrn ausmachte.

Kapital ist geldheckendes Geld, Wert, der Mehrwert erzeugt. Das alles ist „unlogisch“ und widervernünftig ebenso wie die Sklaverei. Geld kann kein Geld hecken, das ist wider die Vernunft und wider die Natur der Dinge. So sagten Aristoteles, die Kirchenväter und die gesamte Scholastik.

Nichts ist gewisser, natürlicher und vernünftiger, als dass aller Geldeswert, alles Kapital „produktiv“ sei, Früchte trage, Mehrwert erzeuge. So belehrt uns die herrschende Wirtschaftswissenschaft, die Bourgeoisökonomie.

Wer hat recht? Wie löst sich das Rätsel? Wie erklärt sich der Widerspruch?

Es ist die wissenschaftliche Grosstat von Karl Marx, die richtige Antwort auf diese Frage gegeben zu haben: „Das Geheimnis von der Selbstverwertung des Kapitals löst sich auf in seine Verfügung über ein bestimmtes Quantum unbezahlter fremder Arbeit“ (Kapital, I<sup>2</sup>, S. 554).

Das hat Marx bewiesen, so stringent, so evident, wie überhaupt etwas bewiesen werden kann, für jeden, dem es wirklich um die Wahrheit, und nicht um irgend etwas anderes, zu tun ist.

Übrigens ist die Sache sehr einfach: Kapitalprofit ist, wie das Wort Profit besagt, Gewinn, *lucrum*. Wo aber auf der einen Seite Gewinn ist, da ist auf der andern Verlust, Schaden. *Ubi lucrum, ibi damnum*. „Wenn der



eine nicht verliert, kann der andere nicht gewinnen; wer gewinnt, freut sich, wer verliert, hat Kummer“, sagt schon der heilige Augustinus. Der leidtragende Teil sind die Arbeiter.

Die Rechtsphilosophie des Mittelalters, die kirchliche Wucherlehre und auch die weltliche Gesetzgebung geht von dem Grundsatz aus, dass es Profit gar nicht geben soll, dass vielmehr in allen Verträgen gleicher Wert gegen gleichen Wert ausgetauscht werden, dass überall und stets die „*aequalitas dati et accepti*“, oder die „*aequalitas iustitiae*“ aufrecht erhalten werden solle. Wo aber Gleiches gegen Gleiches gegeben wird, wo Äquivalente ausgetauscht werden, da gibt es keinen Profit, keinen Gewinn. „*Ubi est aequalitas non est lucrum*.“ Profit ist Überschuss, Übervorteilung, gewährt arbeitsloses Einkommen. Arbeitsloses Einkommen, das lediglich auf Grund des Besitzrechtes bezogen wird, sollte es nicht geben. Das ist gleichfalls ein Prinzip, das der ganzen kirchlichen und staatlichen Wuchergesetzgebung des Mittelalters zugrunde liegt. Es ist das eine Konsequenz des Äquivalentprinzips und der Forderung der Heiligen Schrift: im Schweisse deines Angesichts sollst du dein Brot essen, und wer nicht arbeiten will, der soll auch nicht essen. Alle gelehrten Forscher, die in unseren Tagen mit genügender Unbefangenheit und Gründlichkeit an diese Frage herangetreten sind, stimmen darin überein, dass die scholastische Theologie und das kanonische Recht prinzipiell jede Produktivität des Kapitals negierte und verpönte, und daher alles arbeitslose Vermögens-Einkommen wenigstens in der Theorie und im Prinzip verwarf, wenn man selbstverständlich auch in konkreten Fällen den gegebenen Verhältnissen und akzidentellen Umständen Rechnung zu tragen gezwungen war.

Mit vollstem Recht sagt Freiherr Karl von Vogelsang: „Die Kirche verwarf jeden Fruchtgenuss ohne Arbeit, aus dem blossen Besitzrecht, als einen Frevel gegen die Gerechtigkeit. — Die christliche Sozialordnung hat



das arbeitslose Einkommen prinzipiell in allen Formen verworfen, und deshalb auch die nackteste Form desselben, den Zinswucher.“

R. Meyer bekennt in der „Germania“ vom 15. März 1879: „Ich habe mich durch eingehende soziale Studien überzeugt, dass wir ohne die Kirchenspaltung die sozialen Fragen in ihrer heutigen staatenzerstörenden Gewalt nicht haben würden. Die Kirche hat im kanonischen Recht, das durch das heidnische Römerrecht und seine Ausgebirten späterer Zeit um seine erhaltende und aufbauende Wirksamkeit gebracht wurde, gesorgt, dass das Produkt der Arbeit bei den arbeitenden Ständen blieb, während es jetzt immer mehr denselben zugunsten der Besitzer des künstlich produktiv gemachten Kapitals entzogen wird, wodurch die jähe Kluft zwischen arm und reich entstand, die zudem nicht mehr durch religiöse Wohltätigkeitsinstitutionen, wie sie — neben anderen Funktionen — die Klöster übten, überbrückt wird.“ In seiner schon genannten Schrift über „Kapitalismus“ sagt er: „Produktiv (werterzeugend) ist nur die menschliche Arbeit, das Kapital an sich ist steril; nur wo das Kapital menschliche Arbeitskraft kaufen kann, wird es produktiv, indem es einen Teil des Arbeitsertrages sich aneignet. Die Kirche war gegen die Produktivität des Kapitals, gegen seine, ihm durch Gesetze und Institutionen erst beigelegte Kraft, Mehrwert aufzusaugen. Das Ziel, welches die kanonische Gesetzgebung erreichen wollte, war, dass keine arbeitslose Rente entstehen soll“ (S. 35. 48).

Professor W. J. Ashley in Cambridge schreibt: „Die mittelalterliche Lehre hat grosse Ähnlichkeit mit den Lehren der heutigen Sozialisten. Die Arbeit wird einerseits als die einzige (menschlicherseits wirkende) Ursache des Reichtums angesehen; andererseits erblickt man in ihr den alleinigen berechtigten Anspruch auf den Besitz von Reichtum . . . Heinrich von Langenstein († 1397, der erste Theologieprofessor der 1365 gegründeten Universität Wien, die aber erst durch Herzog Albrecht III. 1385 eine



theologische Fakultät erhielt) erklärt den Grundherrn offen heraus, ihr einziger gerechter Anspruch auf den Bodenzins gründe sich auf die Erfüllung der mit ihrer Stellung verbundenen Pflichten“ (Economic History. I, 138—140. Engl. Wirtschaftsgeschichte. 1896. I, 142 f.).

Der neueste deutsche Geschichtschreiber der Nationalökonomie, Prof. August Oncken in Bern, sagt: „Sicher ist, dass von den Kirchenvätern ein Zustand, wo „allen alles gemein ist“, stets als ideales Ziel hingestellt wurde . . . Auch nach dem Corpus juris canonici soll „als Ideal das Gemeineigentum immer noch festgehalten werden . . . Ist das römische Zivilrecht ein Besitzrecht, ein Recht des Reichtums, so umgekehrt das Kanonische Recht ein Arbeitsrecht, ein Recht der Armut . . . Nur als notwendiges Übel ist der Handel zu dulden . . . Nicht auf rechtmässigen Lohn, als vielmehr auf wucherischen Gewinn ist er gewöhnlich gerichtet“ (Gesch. d. Nationalökonomie. 1902. I, 48. 89—91).

W. Sombart bemerkt ergänzend: Es gibt in der Tat nichts Törichtereres, als das Mittelalter mit kapitalistisch empfindenden und ökonomisch geschulten Kaufleuten zu bevölkern . . . Dem mittelalterlichen Händler liegt im Grunde seines Herzens nichts ferner als ein Gewinnstreben im Sinne modernen Unternehmertums; auch er will nichts anderes, als durch seiner Hände Arbeit sich den standesgemässen Unterhalt verdienen; auch seine ganze Tätigkeit wird von der Idee der Nahrung beherrscht . . . Auch der Händler will und soll, nach der Ansicht des Mittelalters, in seinem Verdienst nur einen Ersatz für aufgewandte Arbeit erblicken. Jeder „Unternehmergewinn“ gilt als unerlaubt und verboten“ (Der mod. Kapitalismus. 1902. I, 174. 175).

Gleichwohl betrachtete man den Handel mit entschiedener Antipathie und Geringschätzung. „Mercator vix aut nunquam potest Deo placere“ (c. 11. Dist. 88). Wie hat die moderne Aufklärung darüber gezetert und gehöhnt! Heute erklärt ein gründlich unterrichteter, in diesem Punkte



sicherlich unparteiischer und höchst kompetenter Beurteiler: Unter dem Vorwande, die „nützlichste Klasse der Bevölkerung“ zu sein, „bildet sich eine Klasse von Parasiten aus (die Kaufleute), echten gesellschaftlichen Schmarotzertieren, die als Lohn für sehr geringe wirkliche Leistungen, sowohl von der heimischen wie von der fremden Produktion den Rahm abschöpft, rasch enorme Reichtümer und entsprechenden gesellschaftlichen Einfluss erwirbt und eben deshalb zu immer neuen Ehren und immer grösserer Beherrschung der Produktion berufen ist.“ So Friedrich Engels, der Sohn einer reichen Grosskaufmannsfamilie und selbst Grosshändler und Grossindustrieller, dazu auch grosser Gelehrter und Ökonom.

Einer der besten Wirtschaftshistoriker der Gegenwart, Professor G. von Below, sagt: „Die kanonistische Wirtschaftstheorie und die praktische Politik der Städte und Zünfte des Mittelalters stellen in der Hauptsache das gleiche System auf. Dasselbe zeigt eine entschieden antikapitalistische Tendenz. Die Zunft hat zum Zweck die Durchführung von Gleichheit und Brüderlichkeit innerhalb der Zunftgenossen . . . Innerhalb des Verbandes wurde dem Genossen die wirtschaftliche Selbständigkeit gesichert: der einzelne sollte nicht zum unselbständigen Lohnarbeiter herabsinken, aber auch kein Genosse sich über den andern erheben. Die Zunft beschränkte die über den gewöhnlichen Gewerbebetrieb hinausgehende Produktion. Die persönliche Arbeit blieb das entscheidende Moment derselben. Das Kapital (richtig: Produktionsmittel) stand im Dienste der Arbeit. Die Zunft suchte die Gleichheit aller Genossen, der Zunftmeister, nicht bloss rechtlich, sondern auch faktisch herzustellen. Das moderne Unternehmertum, welches durch möglichst grosse Steigerung der Produktion die kleineren Betriebe zu erdrücken sucht, war ganz ausgeschlossen; ausgeschlossen besonders auch in dem Sinne, dass Unternehmer nur der Handwerksmeister, der seine Lehrzeit durchgemacht hatte, sein durfte. Die Zunftordnung sprach es geradezu aus:



niemand soll durch „Knechte“ (Gesellen und Lehrlinge) ein Gewerbe ausüben lassen, das er selbst nicht versteht. Die Genossen sollen endlich auch hinsichtlich des Absatzes gleichstehen. Namentlich war der Verkauf von nicht selbst gefertigten Waren untersagt“ (Artikel: Zünfte, in Elster, Wörterbuch der Volkswirtschaft. 1898. II, 980 f.).

Der erste Forscher, der die Zunftorganisation des Mittelalters gründlich und richtig gewürdigt hat, ist der jüngst verstorbene Professor von Schönberg. Er sagt: „Die Zunftorganisation des Mittelalters machte durch eine Reihe von Präventivmassregeln die werbende Kraft des Kapitals unmöglich . . . Die einzelnen Gewerbetreibenden sind, das ist ihr charakteristisches Merkmal, keine Unternehmer, sondern Arbeiter; . . . Das Kapital hat als solches keine werbende Kraft und keinen Anteil an dem Gewinn. Der Gewinn (richtig: der Ertrag der Arbeit), den die Zunftmitglieder erzielten, hat daher auch nicht die Natur des Unternehmergewinns, sondern man kann ihn nur als Arbeitsgewinn bezeichnen . . . Das Zunftwesen hat durch seine Organisation die Wirkung des Kapitals paralytisiert, die Unterschiede setzende Kraft desselben aufgehoben. Gegenüber dem Bestreben des Besitzes, den Arbeitsertrag der nur ihre Arbeitskraft besitzenden Arbeiter auf den notwendigen Unterhalt derselben herabzudrücken, schuf sie Einrichtungen, welche für alle Arbeiter den Gewinn nur auf die Arbeit basieren, ihn überdies für die einzelne Arbeitskraft möglichst gleichmässig gestalten sollten. Dahin zielte die Abgrenzung des Arbeitsgebietes, der Zunftzwang, die Verhinderung des Grossbetriebes, die Lohnregulierungen und vor allem die Negation der selbständigen Produktivität des Kapitals“ (Zur wirtschaftl. Bedeutung des Zunftwesens. 1868. S. 64 f. 79. 93).

Die Statuten der Zünfte enthalten ferner tiefeingreifende und höchst wirkungsvolle Bestimmungen, welche die Realisierung eines christlichen Sozialismus und Kollektivismus bezweckten, so namentlich die Bestimmungen in betreff der Gemeinschaftlichkeit beim Ankauf und der Be-



nutzung von Arbeitsmaterialien, gemeinsame Herstellung von grösseren notwendigen Einrichtungen und Anstalten, wie Mühlen, Färbereien, Schleifereien, Bleichgärten, Verkaufshäuser u. dgl., die für den einzelnen zu kostspielig waren (S. Schönberg, S. 88 f. und Janssen, Geschichte des deutschen Volkes. 1878. S. 323).

Damals war die Arbeit alles, das Kapital nichts! ruft voll Staunen F. A. Lange. Heute ist die Arbeit nichts, das Kapital alles.

Wie hat man über das Zunftwesen gespottet und geschimpft! Und wie haben sich die Ansichten auch hier geändert!

\* \* \*

Die liberalen Vulgärökonomien und ihre Nachbeter sind noch heute in dem Irrtum befangen, dass Kapital und Produktionsmittel ein und dasselbe seien. Weil man nicht zugeben wollte und mochte, dass die menschliche Arbeit allein es ist, welche allen Wert erzeugt deshalb, nur deshalb, ist man auf die ganz willkürliche und irrige Idee verfallen, dass Kapital die Gesamtheit der „produzierten Produktionsmittel“ sei. Einige nennen aus demselben Grunde auch die Erde „Kapital“, und erblicken im „Grund und Boden“ sogar das Hauptkapital.

Tauft man die produzierten Produktionsmittel, und gar die Erde „Kapital“, dann erscheint es ja gewissermassen selbstverständlich und durchaus plausibel, dass sie auch „produktiv“, oder werterzeugend seien, dass sie „Früchte“ tragen, und dass es schon seit Adams Zeiten Kapital gegeben habe.

Aber der Kapital-Charakter der wirtschaftlichen Güter ist keine dingliche Eigenschaft derselben. Die Dinge sind an sich überhaupt nicht Kapital, sondern sie werden es nur in bestimmten gesellschaftlichen Verhältnissen. Die Produktionsmittel sind nicht von Natur und nicht an sich Kapital, sie sind überhaupt nie das Kapital, sondern



sie sind nur der stoffliche Träger, die äussere Hülle, das Kleid (vestis), die Form oder Gestalt des in ihnen „investierten“ Kapitals. Und sie werden nur Existenzformen, gegenständliche Gestalten oder stoffliche Substanz des produktiven Kapitals, von dem Augenblicke an, wo ihnen die Arbeitskraft des „freien“, besitzlosen Lohnarbeiters einverleibbar geworden ist.

Diese Bedingungen fehlten im Mittelalter, daher gab es damals kein Kapital im modernen Sinne, d. h. kein produktives oder industrielles Kapital. Es gab nur Wucherkapital und Handelskapital; diese beiden letzteren sind aber nicht produktiv. Der Zins des Konsumtivarlehens-Kapitals wächst nicht hervor aus dem Innern der Darlehenssumme, sondern er kommt aus der Tasche des Borgers. Das Handelskapital ist ebensowenig produktiv; sein Profit kommt aus dem Geldbeutel der Käufer. Der Gewinn oder Mehrwert des Industrie-Kapitals aber wächst gleichfalls durchaus nicht aus dem Innern der Produktionsmittel selbst hervor, wie man kindlich naiv wähnt, sondern der Mehrwert kommt — zwar nicht aus dem Geldbeutel der Arbeiter, denn der ist meistens recht leer — wohl aber aus dem Schweiss und Blut, den Muskeln und Sehnen, kurz aus der Arbeit der Arbeiter. Denn der „Wert“ ist nichts anderes als vergegenständlichte Arbeit, in der Ware fixierte, ihr einverleibte Arbeit (~~embodied labour~~), Arbeit, die „darin steckt“, wie man im gewöhnlichen Leben zu sagen pflegt.

Aus ganz denselben Gründen, aus welchen man sich auf eine falsche Kapital-Definition versteift, versteift man sich auch auf falsche Definitionen des Wertes. Wer keinen Begriff vom Wert hat, kann natürlich auch keinen rechten Begriff vom Kapital haben. Denn Kapital ist ein Wertbetrag, eine Wertsumme, es ist aufgehäufte Arbeit (~~accumulated oder hoarded labour~~). So definieren es auch die klassischen Ökonomen. Wenn aber Wert Arbeit ist, dann kann nur die Arbeit Wert erzeugen, dann ist auch der Mehrwert, der in Profit, Zins und Rente sich spaltet,



zerfällt, nur Resultat der Arbeit, und er bildet einen Abzug von dem Neuwert, den die Arbeiter durch ihre Arbeit produziert haben; er wird aus dem Arbeiter „ausgepumpt“ oder „extrahiert“, und vom Kapitalisten-Fabrikanten „atrahirt“ oder angeeignet. Alles das hat man denn auch, solange man die Wissenschaft der politischen Ökonomie noch unbefangen betreiben konnte, mehr oder weniger klar eingesehen und offen eingestanden. Dies geschieht z. B. ausdrücklich bei Adam Smith, Ricardo, Sismondi, L. H. von Jakob, Rodbertus u. a.

Als Produzent fremder Arbeitsamkeit, als Auspumper von Mehrarbeit und Exploiteur von Arbeitskraft übergipfelt das Kapital, d. i. die herrschende kapitalistische Produktionsweise, an Energie, Masslosigkeit und Wirksamkeit alle früheren, auf direkter Zwangsarbeit beruhenden Produktionsweisen (Marx, I<sup>2</sup>, 316).

Wie bereits bemerkt, griffen die ältern englischen Sozialisten die Werttheorie der klassischen Ökonomie auf und zogen daraus zum Teil sehr unberechtigte, falsche und übertriebene Konsequenzen. Um jedem derartigen Missbrauch volkswirtschaftlicher Doktrinen gründlich vorzubeugen, liessen die neueren Bourgeoisökonomien die „gefährliche“ Ricardosche Wertlehre fallen und flüchteten vom Kapital als Geldwert zur stofflichen Substanz des Kapitals, zu seinem Gebrauchswert als Produktionsbedingung der Arbeit, Maschinerie, Rohstoff usw. (Marx III, 2. S. 393).

Während J. B. Say, den man fünfzig Jahre lang auf dem ganzen Kontinente als „Fürst der Wissenschaft“ feierte, richtig lehrte: „Ce n'est pas la matière qui fait le capital, mais la valeur de ces matières. Es ist nicht die stoffliche Substanz der Güter, sondern der Wert, welcher den Kapitalcharakter dieser stofflichen Dinge ausmacht“ (Traité de l'écon. pol. 1817. I, 428), und während noch der viel weniger, als er verdient, bekannte katholische Ökonom August Ott ebenso erklärt: „Das Kapital ist nichts als ein Komplex von Werten (ensemble de valeurs),



dessen stoffliche Bestandteile sich fortwährend ändern“ (Traité d'économie sociale. 1892. I, 185), sagt die Vulgärökonomie heute: „Capital is not value but things. Kapital ist nicht Wert, sondern stoffliche, körperliche Dinge“ (Prof. Carver, Distribution of wealth. New-York 1904. p. 219), und der „grosse“ Marx-Kritiker Böhm-Bawerk verzapft in dicken und dünnen Büchern unermüdlich dieselbe Afterweisheit, zuletzt noch in der Schrift „Zur neuesten Literatur über Kapital und Kapitalzins. 1907. S. 5 ff.

Kapital soll jetzt also nicht mehr Geld- oder Wertsumme sein, sondern körperliche, materielle Dinge. So wenig aber die Sklaverei und Hörigkeit materielle Dinge waren, so wenig ist es das Kapital. Das „Kapital“ ist ein historisch gewordenies, gesellschaftliches Verhältnis, ein bestimmtes Produktionsverhältnis, aber kein Ding, wenn es auch dem, der im groben empirischen Scheine befangen bleibt, und der die tiefen, gründlichen Ausführungen von Marx nicht verstehen kann oder will, so vorkommt und scheint.

Wer wähnt, dass Rohstoffe und Maschinen, oder Tiere und Bäume, oder Grund und Boden, Wert und Mehrwert erzeugen können, der urteilt wie der Wilde, der von der Astronomie keine Ahnung hat und glaubt, die Erde stehe fest, weil der Sinnenschein ihm das zeigt und vermeintlich beweist.

In der eigentlichen Industrie sind alle Produktionsmittel, Rohstoffe, Maschinen, Fabrikgebäude, Steinkohlen, Wolle, Baumwolle, Eisen usw. ebenso unfruchtbar von Natur, wie Gold und Silber. Da ist es doch eine handgreifliche Absurdität, die angebliche Produktivität des Kapitals, das meist aus natürlich unfruchtbaren Dingen besteht, theoretisch aus der natürlichen Fruchtbarkeit der Produktionsmittel ableiten zu wollen. Geld war ursprünglich, war wiederum im Mittelalter gerade zu der Zeit, als die Zinsverbote durchgeführt wurden, Vieh; daher sein Name pecunia. Eine Kuh kann jedoch zwar wohl ein Kalb, aber kein Geld und keinen Wert gebären. Für



Metallgeld konnte man immer Vieh und Getreide kaufen. Wäre also Geld nicht absolut unfruchtbar, könnte es mittelbar fruchttragend, das heisst werterzeugend werden, dann war die ganze Argumentation der Scholastik, dass der Darlehenszins unnatürlich und unberechtigt sei, durchaus sophistisch und haltlos.

Was ist Geld seinem Begriffe nach? Dass Geld Metall ist, ist zufällig, oder mindestens nicht unbedingt notwendig. Es gehört gar nicht zum Wesen des Geldes, dass es aus Gold oder Silber besteht, wenn das auch das zweckmässigste Geldmaterial ist. Geld kann sein, war und ist noch heute vielfach: Glasperlen, Baumwollzeug, Tabak, Schokolade, Pelze, Muscheln, Getreide usw. Geld ist der für sich selbst konstituierte Wert aller Dinge, die selbständig gewordene Form des Wertes, d. h. ein Ding, das begrifflich nichts vorstellt als Wert; es ist der verkörperte, sozusagen inkarnierte Wert. Ob der stoffliche Träger dieses Wertes Metall, Getreide, Vieh oder irgend eine sonstige Ware ist, ist ganz gleichgültig. Könnte man das Geld einfach dadurch produktiv machen, dass man es in einen Gegenstand „umwandelt“, durch Tausch oder Verkauf, der natürliche Fruchtbarkeit besitzt, wie A. M. Weiss meint, in diesem Punkte mit dem Verteidiger des Wuchers, Bentham, und der liberalen Vulgärökonomie übereinstimmend, so wäre das Zinsverbot im früheren Mittelalter noch viel weniger berechtigt gewesen als heute. Denn damals war das häufigste und gebräuchlichste Tauschmittel noch Vieh und Getreide. Man hätte also sein „Geld“, d. h. sein Vieh, gar nicht erst in ein fruchtfähiges oder fruchtbares Äquivalent umzusetzen brauchen. Wenn man gar keine Ahnung hat, was Wert, Geld, Kapital ist, kann man freilich das Blaue vom Himmel herunter deduzieren und alles beweisen, was man will.

Die kirchliche Wucherlehre und Wuchergesetzgebung hat nicht bloss den Zins vom Gelddarlehen verworfen und verboten, sondern auch jeden Zins vom Darlehen von Getreide, obgleich Getreide von Natur fruchtfähig ist. Es



kann also gar nicht darauf ankommen, ob der stoffliche Träger des Tauschwertes oder des Geldes natürliche Fruchtbarkeit besitzt oder nicht. Der Wert kann in keinem Falle Wert gebären, mag der Träger des Wertes nun seiner Natur nach lebendig oder tot, fruchtfähig oder steril sein.

Aber hier ist es die doppelsinnige Bedeutung des Wortes „Frucht“, die zu den schönsten Irr- und Trugschlüssen die Veranlassung und die Handhabe gibt. Weizen kann Weizen erzeugen, also eine Frucht im Sinne der Naturwissenschaft. Nun hat aber das Wort Frucht (fructus) auch noch eine zweite Bedeutung: reines Einkommen, arbeitsloses Vermögens-Einkommen; und ein solches kann der Weizen nie und nimmer erzeugen. Auch Grund und Boden, so gross seine natürliche Fruchtbarkeit auch immer sein mag, hat seit Erschaffung der Welt bis zum heutigen Tage noch nie für einen Pfennig Geld, Wert oder arbeitsloses Einkommen erzeugt. Die Grundrente entspringt nicht aus dem Boden, wächst nicht aus der Erde hervor, sondern sie entstammt einzig und allein den bestimmten, historisch gewordenen, gesellschaftlichen Verhältnissen, in denen die Produktion vor sich geht.

Wenn die natürliche Fruchtbarkeit der Güter oder Produktionsmittel die Ursache der Wertproduktion wäre, dann müsste der Kartoffelbau mindestens doppelt oder dreimal so produktiv an Wert oder Geld sein wie der Getreidebau, und die Kaninchenzucht ein mindestens fünfzigmal so hohes Einkommen produzieren wie die Pferdezucht oder Rindviehzucht. Wenn ferner die natürliche Fruchtbarkeit des Ackerbodens die Ursache der Rente wäre, so müsste der Ackerbau ein höheres Geldeinkommen abwerfen, als die Baumwollspinnerei, Maschinen-Fabrikation und alle sonstige Industrie, die es ausschliesslich mit natürlich unfruchtbaren Produktionsmitteln zu tun hat. Dann müsste ein fruchtbarer Weizenacker ein viel grösseres Einkommen bringen, als ein gänzlich unfruchtbarer felsiger Bauplatz. In Wirklichkeit verhält sich das alles aber bekanntlich geradezu umgekehrt. Geld in fruchtbarem



Ackerland angelegt, wirft ein viel geringeres Einkommen ab als Geld, das in Handel und Industrie angelegt ist; und die allerhöchste Rente „trägt“ der von Natur gänzlich unfruchtbare Bauplatz in einer grossen Stadt ein. Bekanntlich sind auch nicht die Tropengegenden mit ihrer überwuchernden Vegetation die kapitalreichen und nicht das Mutterland des Kapitals; sondern die relativ unfruchtbare und an Naturschätzen, wie Gold, Silber und Diamanten, arme, gemässigte Zone ist die kapitalreichste und die Wiege des Kapitals.

Der Wert aller Waren fällt, wenn man sie mit einer geringeren Arbeitsmenge hervorzubringen lernt. Und zwar sinkt der Wert genau in demselben Masse, in welchem sich die Produktionsarbeit vermindert. „Gelingt es mit wenig Arbeit, Kohle in Diamant zu verwandeln, so kann sein Wert unter den von Ziegelsteinen fallen.“ Deshalb sind fast alle Industrieprodukte in der Neuzeit sehr viel billiger geworden, weil sie heute sehr viel weniger Arbeit kosten als früher.

Wenn dieselbe Arbeit in einem fruchtbaren Jahre doppelt so viel Getreide erzeugt wie in einem unfruchtbaren, so ist zwar der Gebrauchswert oder die Getreidemasse doppelt so gross, aber der Wert<sup>1)</sup> (Tauschwert, Geldwert) des Getreides ist ganz gleich gross wie der Gesamtwert der schlechten Ernte, während der Wert des einzelnen Scheffels halb so gross ist.

Wenn die Kartoffelernte bei ungünstiger Witterung in einem Jahre wenig ergiebig ausfällt, und z. B. nur eine Million Zentner eingeheimst wird, so kostet der Zentner sage 4 Mark. Wenn aber im folgenden Jahre die Ernte doppelt so reichlich ist, und zwei Millionen Zentner gewachsen sind, so kostet der Zentner nur 2 Mark. Die eine Million Zentner des unfruchtbaren Jahres hat also ganz den gleichen Wert, wie die zwei Millionen des

---

<sup>1)</sup> Das Wort Wert ohne weiteren Zusatz bedeutet in der politischen Ökonomie stets nur den Tauschwert.



fruchtbaren. Die Natur bringt also durch ihre doppelt so grosse Fruchtbarkeit kein Atom Wert hervor. Nicht die Natur, sondern allein die menschliche Arbeit erzeugt den Wert. Der einzelne Zentner Kartoffeln hat in dem unfruchtbaren Jahre einen doppelt so grossen Wert, weil er doppelt so viel Arbeit gekostet hat. In dem einzelnen Zentner des fruchtbaren Jahres steckt nur halb so viel Arbeit; darum hat er auch nur halb so viel Wert. Die Gesamtwertsumme ist in beiden Jahren gleich gross. Woraus empirisch klar ersichtlich, dass die Natur keinen Wert erzeugt.

Es ist klar, dass die scholastischen Theologen sich bewusst sind, dass sie eine Wahrheit von grosser Bedeutung und Tragweite aussprechen, wenn sie einstimmig und nachdrücklich lehren: *pecunia pecuniam parere non potest*. Falls dieser Satz jedoch bloss besagen wollte, Geld könne unmittelbar kein Geld erzeugen, dann enthielte er keine wichtige Wahrheit, sondern es wäre das die überflüssigste, selbstverständlichste, unnützte Trivialität, die sich denken lässt. Denn dass Metallmünzen direkt Metallmünzen gebären können, hat natürlich niemals ein irgendwie zurechnungsfähiger Mensch behauptet oder geglaubt. So dumm und albern waren auch die Wucherer und Krämer nicht, die zuerst den Satz aufbrachten, dass Geld Geld gebäre, und die den Zins *τόκος*, *partus*, *fructus* nannten, und die noch heute z. B. in Italien den Profit und Zins „*frutto del denaro*“ nennen, und sagen: „*denaro fa denaro*, *money makes money*, Geld macht Geld.“ Wenn also der Satz, dass das Geld unfruchtbar sei, überhaupt einen Sinn und irgendwelche wissenschaftliche Bedeutung haben soll, dann kann dieser Satz nur bedeuten, dass das Geld absolut unfruchtbar, weder mittelbar noch unmittelbar produktiv sei.

Wenn das Geld fruchtfähig ist, dann war es immer fruchtfähig, denn es kann seine Natur nicht ändern; dann ist der Hohn und Spott berechtigt, den seit Salmasius die liberale Pseudowissenschaft über Aristoteles, die Scholastik



und die Kirche ausschüttet, weil diese die Natur- und Vernunftwidrigkeit des Darlehnszinses auf die Unfruchtbarkeit des Geldes begründet haben.

Prof. F. X. Funk behauptet: Die Wucherlehre des Mittelalters „beruhte überhaupt nur auf den falschen ökonomischen Vorstellungen, in denen die Scholastik infolge ihrer sklavischen Abhängigkeit von Aristoteles befangen war“ (Geschichte des kirchl. Zinsverbotes 1876. S. 45). Und Funk gilt heute noch in weiten Kreisen als grösste Autorität in der Wucherfrage!

Georg Ratzinger schreibt: „Aus der Annahme der Unfruchtbarkeit des Geldes folgt in notwendiger Konsequenz eine unrichtige Bestimmung des Wertes. Das Geld ist absolut unfruchtbar (omnino sterilis), folglich ist aller Wert, welcher aus einer Verbindung von Kapital und Arbeit entspringt, einzig und allein auf Rechnung der Arbeit zu setzen.<sup>1)</sup> In dieser Definition folgten Adam Smith und Ricardo, Proudhon und Lassalle den Scholastikern. und gerade diese Werttheorie ist heute zum Sturmbock geworden, womit die heftigsten Angriffe gegen das Eigentum gemacht werden. In der Tat, gibt man einmal den Satz zu, dass aller Wert ausschliesslich Produkt der Arbeit sei (mera industria), dann ist das Eigentum wissenschaftlich nicht mehr haltbar. Dann ergeben sich mit unerbittlicher Logik jene unabweisbaren Konsequenzen, welche Karl Marx in seinem „Kapital“ aus diesem Wertbegriff gezogen hat. Wenn selbst heute noch, wo sich doch die notwendigen Folgen dieser Verirrung in der Wertbestimmung zeigen, einzelne Professoren der Moraltheologie trotzdem an dieser Definition festhalten, ja, sogar deren Übereinstimmung mit den Sozialisten selbverständlich erklären, so kann man höchstens die Macht des Beharrungsvermögens, die Vorliebe für die Wege, welche andere ausgetreten haben, als Entschuldigung anführen. Nieman-

---

<sup>1)</sup> „Lucrum oritur ex mera industria. Funk hat mit Recht diese mera industria mit der sola fides in Vergleich gesetzt.“



den, der selbständig forscht, wird ja die Bemerkung erspart, dass gerade diejenigen, welche das Denken, die geistige Arbeit als ihren Beruf erklären, am allerseltensten einen selbständigen Gedanken aussprechen!“ (Die Volkswirtschaft in ihren sittlichen Grundlagen. 1881. S. 226; 2. Aufl. S. 277).

Es ist jammerschade, dass Ratzingers sonst in vieler Hinsicht verdienstliches und lesenswertes Buch durch diesen Passus verunziert ist. Darin hat er freilich recht, dass Smith und Ricardo in ihrer Wertdefinition „den Scholastikern folgten“, ohne sie zu kennen. Im übrigen aber hätte er viel weiser gehandelt, wenn er selbst auch den soliden Bahnen der Scholastik treu geblieben wäre, statt die Irrwege der liberalen Ökonomie einzuschlagen. Seine Angst vor dieser Wertdefinition ist um so komischer, als er selbst ganz genau dasselbe Endziel aufstellt wie der schreckliche Karl Marx. Sagt er doch klar und offen heraus: „Die Wiedervereinigung des Arbeiters mit den Arbeitsmitteln ist die einzige Forderung im sozialistischen Systeme, welche begründet ist und Aussicht auf Realisierung in der Zukunft besitzt. — In der korporativen Genossenschaft wird das Bild der Produktion der Zukunft zu erblicken sein“ (S. 201. 204; S. 241—247 der 2. Aufl. von 1895). Wozu also die grosse Angst und Aufregung? Man gewöhne sich doch endlich einmal bei Behandlung der sozialen Frage etwas mehr ruhiges, kaltes Blut, und ein bischen Unbefangenheit, Vorurteilslosigkeit und Gründlichkeit an! Furcht, Oberflächlichkeit und Vorurteile sind wahrlich schlechte Berater.

Von zwei Dingen eins! Entweder hat Marx mit seiner Wert- und Mehrwertlehre recht, dann ist die Kirche und die Scholastik glänzend gerechtfertigt. Oder Marx' Werttheorie ist falsch, dann hat die kirchliche Wissenschaft und Gesetzgebung des ganzen Mittelalters in der Wucherfrage schwer geirrt, und alle Anklagen, aller Hohn und Spott, der gegen sie geschleudert worden ist und noch heute wird, ist vollständig berechtigt.



Das Marxsche Lebenswerk ist die glänzendste Apologie der Wucherdoktrin der Kirche, die gründlichste Rechtfertigung ihrer früheren Strenge ebensowohl als ihrer heutigen Milde und Toleranz.

\* \* \*

Die Kirchenväter und das kanonische Recht stehen in diesen Fragen durchaus auf demselben Standpunkte, wie die Denker des klassischen Altertums und wie die grossen römischen Juristen; sie unterscheiden sich nur dadurch von den letzteren, dass sie allen und jeden Zins (usura) schlechthin und ohne Ausnahme verwarfen. Die Kirche verbot das Zinsnehmen absolut, sowohl den Reichen als den Armen gegenüber, sowohl wenn es mit Mass, als wenn es übermässig getrieben wird, sowohl wenn es sich um ein sogenanntes Konsumtiv-Darlehen, als wenn es sich um ein Produktiv-Darlehen handelt. Die Begriffe Zins und Wucher fallen zusammen; Zinsnehmen und Wucher ist im kirchlichen Sprachgebrauche dasselbe. Auch die „*usurae licitae*“ des römischen Rechtes wurden für unerlaubt, sündhaft und wucherisch erklärt. Wer Zins nimmt, der „erntet, wo er nicht gesäet hat“, sagen die Väter, die in diesem Punkt ebenso klar und noch klarer und richtiger sahen, wie Adam Smith.<sup>1)</sup>

Begreiflicher Weise war es eine schwere Aufgabe, über die alte und so sehr verbreitete gegenteilige Gewohnheit, die zudem durch das römische Recht selbst gleichsam sanktioniert erschien, zu siegen und dem Zinsverbot allgemeine Geltung zu verschaffen. Bedeutend erleichtert und gefördert wurde die Erreichung der kirchlichen Absicht, als die germanischen Volksstämme das römische Reich eroberten. Die Germanen kannten noch keine Geldwirtschaft, sondern sie hatten nur Naturwirtschaft; daher

<sup>1)</sup> Vergl. Funk, Geschichte des kirchlichen Zinsverbotes. 1876. S. 4. 6 ff. — Bernh. Fuchs, System der christl. Sittenlehre. 1851. S. 490—95. — Smith, Wealth of Nations. I, ch. 6.



kannten sie auch keinen Zins. „Fenus agitare et in usuras extendere ignotum, ideoque magis servatur, quam si vetitum esset“, sagt sehr treffend Tacitus (Germania, c. 26) von ihnen. Nach ihrer Bekehrung zum Christentum fügten sie sich darum viel leichter und williger dem kirchlichen Gebote. Nur in den Städten und Gegenden, wo sie bloss einen kleinen Teil der Gesamtbevölkerung ausmachten, und wo sich daher altrömisches Leben und altrömische Geschäftspraxis am dauerndsten erhielt, blieb auch das Zinsnehmen am meisten in Übung, so in Südfrankreich und Spanien, wo das Zinsverbot am spätesten wirksam wurde, und wo die alte Gewohnheit niemals ganz erlosch, ebenso wie in den Handelsstädten Italiens.

Seit dem neunten Jahrhundert wurde das Zinsverbot auch durch die weltlichen Obrigkeiten in die staatliche und kommunale Gesetzgebung aufgenommen. „Keine Zinsen im ganzen Abend- und Morgenlande, soweit der Messgesang erklang! — So hatte die Kirche den Glaubenssatz aufgestellt, widerrechtlich und sündlich ist es, die Nutzung fremden Kapitals zu vergüten.“<sup>1)</sup> Und die weltlichen Gesetze hatten diesen Satz jetzt vollständig adoptiert.

Die Zeit der rechtlichen Herrschaft der Zinsverbote ist zugleich die Zeit, in der die europäische Zivilisation die grössten Fortschritte gemacht hat, welche die gesamte Geschichte der Menschheit kennt.

Infolge der Opposition und Feindschaft der weltlichen Machthaber gegen die Kirche, seit Friedrich II. und Philipp dem Schönen, infolge des dadurch herbeigeführten siebenzigjährigen „babylonischen Exils“ der Päpste in Avignon (1309—1378) und des sich daran anschliessenden vierzigjährigen unglückseligen Schismas (1378—1417), gerieten die kirchlichen und staatlichen Zustände immer mehr in Verwirrung, Verfall und Anarchie.

Mit der Schwächung der päpstlichen Autorität und des Ansehens des Apostolischen Stuhles ging die Schwächung

<sup>1)</sup> Neumann, *Gesch. d. Wuchers in Deutschland*. 1865. S. 10, 25.



und Lockerung der allgemeinen Kirchendisziplin Hand in Hand; man begann immer mehr, die Kirchengesetze ungescheut zu verletzen, die kirchlichen Zensuren offen zu missachten. Selbst der höhere und niedere Klerus war vielfach stark verweltlicht. Der Geist des Heidentums lebte wieder auf, heidnische Selbstsucht, Habsucht, Härte, Lieblosigkeit und Genusssucht; und mit ihm verbreitete sich wieder immer mehr der Wucher in versteckter oder offener Form.

Die Praxis ward verkehrt und sie riss zuletzt auch das Denken mit sich fort. Die Kaufleute und Bankiers erklärten es für eine Dummheit und Unwahrheit, dass das Geld unfruchtbar sein und nichts gebären können solle; das müssten sie als Praktiker viel besser wissen als die grauen Theoretiker, Philosophen, Theologen und sonstigen Stubengelehrten, die von den Geschäften gar nichts verstanden. Und im fünfzehnten Jahrhundert fing dann wirklich auch die Gelehrtenwelt an, zuzugeben, dass denn doch Geld unter Umständen mehr als blosses Geld sei, dass es bei gewissen Verträgen seine Natur ändert, und fruchtbar, zeugend oder produktiv werde! Und dieses Geld, das mehr als Geld geworden, das seine Natur geändert und Fruchtbarkeit und Zeugungskraft erlangt hatte, nannte man jetzt Kapital („Capitale“), und nicht mehr einfach caput oder sors, wie früher allgemein geschehen.

Bis dahin wurde im mittelalterlichen Latein und Italienisch unter dem Wort „Kapital!“ nicht totes Geld, sondern lebendiges **Vieh** verstanden.<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Davon noch im heutigen Englisch „cattle“ = Vieh, besonders Hornvieh, Kühe; im Französischen „droit de meilleur catel“ = Besthauptrecht; nach Mistrals Provençal Dictionaire hat das Wort capital im Provenzalischen noch heute die Bedeutung von „bestiaux d'une métairie“, Viehbestand einer Meierei, eines kleinen Pachtgutes, und von „principal d'une dette“. — In Frankreich und England fand das Wort capital erst am Ende des 18. Jahrh. weitere Verbreitung; bis dahin gebrauchte man dafür die Worte: stock, principal, fund, fond. Vgl.



Das Wort „Capitale“ war also ganz wunderbar prächtig geeignet, die neue, bisher noch nie dagewesene Sache, nämlich das fruchtbare, zeugende und gebärende Geld zu bezeichnen! So hatte man für die neue Sache auch einen neuen, sehr schlaun und glücklich gewählten Namen, ein neues und doch ganz bekanntes und gewohntes Wort, das um so geeigneter erschien, als es durch seine nahe Verwandtschaft und Ähnlichkeit mit dem Worte caput den Begriff einer ausgeliehenen Geldsumme mit dem der Fruchtbarkeit oder „Produktivität“ in sich vereinigte.

In Molières Lustspiele: „Le médecin malgré lui“ verlegt der angebliche Doktor Sganarelle das Herz auf die rechte und die Leber auf die linke Seite, und auf diese Verkehrtheit aufmerksam gemacht, behauptet er mit unerschütterlicher Frechheit: „Oui, cela était autrefois, mais nous avons changé tout cela!“

Diese medizinische Ungeheuerlichkeit hat bekanntlich bei der Nachwelt keinen Glauben gefunden. Aber die volkswirtschaftlichen Pseudo-Doktoren der Renaissance- und Reformationszeit waren glücklicher. Sie behaupteten: Die „Sterilität des Geldes“ und die darauf basierten „Zinsverbote“, ja, das war vielleicht wahr genug für die dummen, zurückgebliebenen alten Zeiten; das pflegte früher wahr zu sein; aber wir modernen fortgeschrittenen Menschen haben alles das verändert, nous avons changé tout cela! — und sie fanden mit dieser logischen ökonomischen Ungeheuerlichkeit Glauben.

Indes die Zinsverbote bestanden damals noch zu Recht. Um allen etwaigen Kollisionen mit dem kirchlichen und weltlichen Gesetz zu entgehen, nannte man daher ganz einfach das Darlehen nicht mehr Darlehen (*mutuum*), sondern einen „fruchtbringenden Vertrag“ (*contractus frugiferus*); die Darlehensvergütung nannte man nicht mehr *usura*, Geniess, Gesuch, Wucher, — sondern in Deutsch-

---

darüber ausführlich unsern Artikel „Zur Geschichte des Wortes Kapital“, in der Mtsschr. für Sozialreform, 1897, Heft 3–6.



uden „Zins“, in den übrigen Ländern aber „Interesse“; die dargeliehene Geldsumme endlich nannte man nicht mehr sors oder caput, sondern „capitale“ oder auch „fundus“, fond, fonds (englisch funds).<sup>1)</sup>

Wer etwas dagegen sagen und leugnen wollte, dass Geld Früchte tragen könne, der hiess, nach wirksamen und noch heute sehr beliebtem und bewährt gefundenem Rezept, ein mittelalterlicher Ignorant und Obskurant, ein Reaktionär, ein Feind des Fortschrittes und der Kultur.

„Die Gesetze sind nur für die Dummköpfe“ — sagt das Sprichwort mehrerer Völker. Die Klugen wissen sich zu helfen. Man änderte einige Worte und konnte nun ruhig und straflos so viel Zinsen nehmen, als man wollte, bis schliesslich die weltliche Gesetzgebung wieder zu dem Standpunkte der römischen Kaiserzeit zurückkehrte und das Fordern von Zinsen („usurae licitae“ seu „legitimae“) bis zu einer bestimmten Höhe, in der Regel ganz wie im alten Rom fünf bis sechs Prozent, ausdrücklich gestattete.<sup>2)</sup>

Der „census“ oder „Zins“ des Altertums und Mittelalters war eine Steuer oder Abgabe des Untertans an die

<sup>1)</sup> Fond, plur. fonds hiess ursprünglich: Grund und Boden, Grundstücke. Heute hat es so sehr die Bedeutung: „Gelder, Geldsumme, Kapital“ angenommen, dass man „fonds de terre“, „biens-fonds“ sagen muss, wenn man Grundstücke bezeichnen will. Im Deutschen heisst es noch wunderlicher: der Fonds, also der Artikel im Singular, das Hauptwort im Plural.

<sup>2)</sup> Le Fèvre, der Lehrer Ludwigs XIII., erzählt, dass zu seiner Zeit die Benennung Zins (intérêt) statt Wucher eingeführt wurde und fügte hinzu: „C'est là proprement ce qu'on peut appeler l'art de chicaner avec Dieu.“ Auch Marot, der in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts schrieb, machte diesen Namenswechsel lächerlich: „On ne prête plus à l'usure — Mais tant qu'on veut à l'intérêt.“ (Lecky, Geschichte der Aufklärung. 1868. II, 211.) In England verdrängte unter der Regierung Elisabeths das Wort „interest“ das übelklingende „usury“. Nach Hume (History of England Ch. 44 App. 3) erlosch das Zinsverbot im Jahre 1571 für immer, selbst die Sprache des Volkes habe dies anerkannt, indem seit 1571 das Wort usury, welches vordem jedwedem Zinsnehmen bedeutete, fortan in der Regel nur von zu hohem Zinse gebraucht wurde.



Obrigkeit, an den Kaiser oder an den Feudalherrn (seigneur), der moderne „Zins“ dagegen ist eine Steuer oder Abgabe, die der eine Bürger dem anderen zahlt, ohne dass dieser letztere zu irgendwelcher Gegenleistung verpflichtet wäre, während der Feudalherr in seiner Hand die Obliegenheiten des heutigen Offiziers, Regierungs- und Verwaltungsbeamten vereinigte und für diese politischen Funktionen den Zins, als Gehalt, empfing. Allerdings versteht es der heutige Zinszahler, wenigstens beim „Produktiv“-Darlehen zumeist die eigentliche Last auf andere Schultern abzuwälzen — auf die der Arbeiter. Er muss zwar das Geld an den Kapitalisten aus seiner Tasche zahlen, aber er gewinnt dabei doch selbst, anstatt zu verlieren.

\* \* \*

Schon im 18. Jahrhundert sagte der geniale Justus Möser: „Es ist ein grosses Problem, warum die Kirche so lange gegen alle Zinsen geeifert, und das kanonische Recht solche durchaus verboten hat.“

Karl Marx hat dieses Problem gelöst.

Die Zeit der rechtlichen Herrschaft der Zinsverbote ist zugleich, wie schon gesagt, die Zeit, in der die europäische Zivilisation die grössten Fortschritte gemacht hat, welche die gesamte Geschichte der Menschheit kennt. John Stuart Mill gesteht: „Wenn die Geschichte jener Zeiten, die man die finsternen nennt, erst einmal so behandelt werden wird, wie sie es verdient, so wird das von allen eingesehen werden, was die grossen historischen Forscher der Gegenwart bereits anerkannt haben, dass in keiner Periode der Geschichte der menschliche Geist tätiger und die Gesellschaft unzweifelhafter im raschen Fortschritte begriffen gewesen sei als während eines grossen Teiles der vielgeschmähten Feudalperiode“ (Ges. Werke. Leipzig, Fues. XI, 140). Der grosse Sozialist Henri de Saint Simon erkennt offen an, dass die Kultur und



Zivilisation niemals schnellere und grössere Fortschritte gemacht hat als während des katholischen Mittelalters, dass die mittelalterliche Kultur der griechisch-römischen unendlich überlegen war, und dass sie der katholischen Kirche zu verdanken ist.<sup>1)</sup>

Die gesellschaftlichen Verhältnisse der modernen sog. zivilisierten Völker haben im Verlauf des späteren Mittelalters und der Neuzeit eine Entwicklung angenommen,

<sup>1)</sup> „C'est au clergé catholique que l'espèce humaine doit les progrès faits par la civilisation depuis Hildebrand jusqu' au 16. siècle. Or ces progrès ont été immenses, et ils ont placé l'esprit humain à une hauteur beaucoup plus grande que celle où s'était élevé à l'époque la plus brillante des sociétés grecque et romaine“ (Saint-Simon, Oeuvres. Paris, Dentu. 1868—75. V, 169. IX, 101. 162. X, 62—64). Auch das Zentralorgan der sozialdemokratischen Partei Deutschlands, der in Berlin erscheinende „Vorwärts“, gibt einmal der historischen Wahrheit die Ehre, indem er in einem auf guten Vorstudien beruhenden Aufsatz sagt: „Die Kirche, die damals (im Mittelalter) in hervorragender Weise eine Kulturmission erfüllte, trug sehr viel zur Milderung der übermässigen Belastung der Bauern bei . . . Wie das 15. Jahrhundert das goldene Zeitalter der arbeitenden Bevölkerung überhaupt, so war es auch dasjenige der Bauern. Überblickt man die Lage der bäuerlichen Bevölkerung und ihres Gemeindelebens am Ausgange des Mittelalters, etwa um 1450, so erscheint dieselbe eine verhältnismässig günstige . . . Das sollte anders und schlechter werden (Vorwärts vom 9. April 1891. Nr. 82, Hauptblatt).

„Die Geschichte des 14. und 15. Jahrhunderts“, schreibt Schönb erg, „berichtet uns von einem Aufschwung der gewerblichen Arbeit und einem allgemeinen Wohlstand der Handwerker, wie beides vereint wir zu keiner Zeit wiederfinden. Es ist Zeit, dass der Schleier, welcher noch über die wirtschaftlichen Zustände dieser Geschichtsperiode gebreitet ist, zerrissen werde und jene ebenso unwürdigen wie unwahren Vorurteile gegen die deutschen Handwerker im Mittelalter aufhören“ (Zunftwesen, S. 77. 51 f.). Vergl. auch Janssen (Geschichte. Bd. 1, 3. Buch. S. 265—494 der 1. Ausgabe) über die wirtschaftlichen und rechtlichen Verhältnisse; derselbe gibt hier, wie sein Biograph L. Pastor sagt, „ein grossartiges Bild der wirtschaftlichen Blüte Deutschlands, bei dessen Ausarbeitung ihm sein Freund Hohoff grosse Dienste leistete“ (Joh. Janssens Leben. 1892. S. 81). J. selbst schreibt darüber in einem Briefe vom 4. Mai 1877 an uns: „Welchen Teil Sie daran haben, werde ich für immer dankbar gedenken.“



die Prof. Adolf Harnack in seiner vielbesprochenen Schrift über das „Wesen des Christentums“ (S. 153) durchaus treffend schildert, indem er sagt: „Bis zum 14. Jahrhundert ist die katholische Kirche Führerin und Mutter der christlichen Völker gewesen; sie hat die Ideen gebracht, die Ziele gesetzt und die Kräfte entbunden. Bis zum 14. Jahrhundert — von da ab sieht man, wie die selbständig werden, die sie erzogen hat, und nun Wege einschlagen, die sie nicht gewiesen hat, auf denen sie nicht folgen will und kann.“

Die Kirche zeigte von Anfang an den Nationen, die sie bekehrt und in ihren Schoß aufgenommen hatte, den rechten Weg, den Weg des Herrn. Aber das Israel des Neuen Bundes machte es wie das des Alten, zu dem Gott durch den Mund des Propheten sprach: „Die Söhne Israels sagen: der Weg des Herrn ist nicht gerecht — non est aequa via domini! Sind meine Wege nicht gerecht, Haus Israel? Sind nicht vielmehr euere Wege verkehrt?“

Und nachdem die Verkehrtheit unüberwindlich geworden, spricht der Herr: „Weil sie nicht getan haben nach meinen Rechten, meine Gebote verachtet und auf die Götzen ihre Augen gerichtet haben — darum gab ich ihnen auch Gebote, die nicht gut sind, und Rechte, wodurch sie nicht leben. Ergo et ego dedi eis praecepta non bona, et iudicia, in quibus non vivent (Ezechiel 18, 25 — 29; 20, 25).

Wie Gott der Herr im Altertum gleichsam widerwillig, ungerne und nur im Zorn die Polygamie und Sklaverei duldete, dazu gezwungen oder veranlasst durch die Verkehrtheit und Herzenshärte der Menschen, so duldet und erlaubt heute die Kirche das Zinsnehmen als eine traurige Notwendigkeit und als das kleinere Übel.

\* \* \*

Albert Weiss sagt: „Kapital ist fruchtbar gemachtes Geld. Geld aber als solches ist unfruchtbar, nicht absolut unfähig, Frucht zu bringen, sondern nur aktuell nicht fruchttragend, aber potentiell aller-



dings mit der Fähigkeit begabt, dass durch eine weitere aktive Macht, die Arbeit, aktuelle Früchte daraus gezogen werden können.“<sup>1)</sup> „Das Geld wird nie eine andere Natur haben, als es im Mittelalter und zur Zeit Alexander des Grossen hatte. Wenn wir die Augen dem Lichte öffnen, so entdecken wir heute trotz all unserer Fortschritte an ihm eben auch keinen anderen Wert als den einen, welchen bereits Alexanders grosser Lehrer (Aristoteles) und des Mittelalters grösster Lehrer (Thomas von Aquin), die klarsten, nüchternsten, schärfsten Geister entdeckt haben, welche die Welt kennt. Der Wert des Geldes ist nur einer und kann nur einer sein und wird in Ewigkeit nur einer sein. Geld als Geld ist Tauschmittel. Ist es hingegeben und gegen ein anderes Gut umgesetzt, so ist alles geschehen, wozu es gebraucht werden konnte . . . Das Geld ist unproduktiv, unfruchtbar, ohne Ertrag. Eben aber weil es Geld, das heisst Tauschmittel ist, ist es produktibel, fruchtfähig vorausgesetzt, dass es in ein Äquivalent umgesetzt wird, aus dem durch Verbindung mit Arbeit etwas produziert, Frucht gezogen, Ertrag gewonnen wird . . . Kapital ist also das gerade Gegenteil von Geld . . . Während Geld bloss produktibel oder fruchtfähig ist, und zwar bloss in entfernter Weise, insofern es die Möglichkeit des Umsatzes in selbst fruchtfähige Dinge bietet, muss das Kapital, der Natur der Sache nach eine produktive, eine fruchtbare, das heisst tatsächlich fruchtbringende oder doch bereits in den Prozess des Fruchttragens verwickelte Sache sein.

„Der Kapitalzins ist also eine von innen heraus erzeugte Frucht . . . Zins kommt organisch aus dem Innern einer nicht bloss fruchtfähigen, sondern wirklich fruchtbaren Sache, und wird durch Arbeit aus derselben gezogen . . . Der Zins beim Kapital ist eine Frucht, die vermittelst der Arbeit aus dem Kapital selber herauswächst.

„Davon kann also keine Rede sein, es habe die Kirche jetzt ihre Lehre geändert oder jemals Zinsnehmen verboten. Verboten ist Zins nur dort, wo kein Zins ist und kein Zins sein kann, das heisst bei unfruchtbaren Geschäften, also insbesondere beim Darlehen im strengen Sinne des Wortes. Bei anderen Geschäften dagegen, welche juridisch und wirtschaftlich betrachtet innerlich eine ganz andere Natur haben, also bei fruchtbringenden Geschäften, auch wenn sie äusserlich dem Darlehen ähnlich sehen, hat dieses Verbot keine Geltung. Das sind aber jene Geschäfte, die man jetzt mit dem gemeinsamen Namen Kapitalgeschäft bezeichnet.“<sup>2)</sup>

<sup>1)</sup> Zins und Wucher. Als Manuskript gedruckt. Graz, 1882, Seite 7.

<sup>2)</sup> Weiss, Apologie, 1884. IV., 484—87. 521—22. Soziale Frage und soziale Ordnung. 1892. II., 656 ff. 673 f. 695—97. — 4. Aufl. 1904. S. 780.\* 824.



Dagegen sagt Proudhon: „Die Produktivität des Kapitals ist eine Fiktion. Um den **Wucher** zu verteidigen, haben die Ökonomen behauptet, das Kapital sei produktiv, und so eine Metapher in eine Wirklichkeit verwandelt.“<sup>1)</sup> Und an einer anderen Stelle schreibt er: „Die Produktivität des Kapitals, das ist gerade das, was das Christentum unter dem Namen **Wucher** verdammt; sie ist die wahre Ursache des Elendes, der wahre Grund und Urquell des Proletariates, (der Besitzlosigkeit der Masse der Arbeiter).“<sup>2)</sup>

Freilich ist Proudhon nichts weniger als eine wissenschaftliche Autorität, und sein Name hat einen üblen Klang. Aber auch andere Autoren vor und nach ihm haben sich in dieser Frage ähnlich ausgesprochen. So sagt z. B. C. Pecqueur: „In tatsächlicher Wirklichkeit bringt das Kapital seinem Eigentümer einen Ertrag ein . . . Aber absolut gesprochen, gibt das Kapital keinen Ertrag, es schafft nichts, es produziert nichts; den Ertrag produziert vielmehr derjenige, welcher das Kapital anwendet oder verwertet, der Kreditnehmer, der Anleiher. Er allein ist es, welcher dem Kapitalisten den Zins gibt, der durch seinen Schweiß, durch seine (des Anleihers) Arbeit entstanden ist . . . Was ist in der Tat ein Kapital? Tote Materie und nichts mehr; und diese träge, untätige, tote Materie wird nur dadurch und nur dann produktiv, wenn ein Mensch seine Arbeit darauf verwendet, das heisst seine Intelligenz, seine Kraft, seinen Willen, kurz sein Ich, sein Selbst, seine Persönlichkeit, oder mit anderen Worten die wahren religiösen Bedingungen der Appropriation. Daher ist der Zins, der Wucher, der Ertrag des Kapitals unter allen seinen Formen logischerweise eine nach der An-

<sup>1)</sup> Proudhon, Die Widersprüche der Nationalökonomie. Kap. 6, § 1. Deutsch von Jordan. 1847. I. 287, 288.

<sup>2)</sup> Idées révolutionnaires. Par. P. J. Proudhon. Paris 1849. p. 202: „La productivité du capital, ce que le christianisme a condamné sous le nom d'usure, telle est la vraie cause de la misère, le vrai principe du prolétariat.“



schauung des Katholizismus unmoralische Erscheinung, und noch mehr ist sie es in den Augen der heutigen Ökonomen . . . Die Hauptursache der Ungleichheit des Vermögensbesitzes, des Wissens und der Moralität unter den Menschen, ist nicht das Eigentum — sondern der Zins, die produktive Kraft oder Ertragsfähigkeit, welche man dem Kapitale beigelegt hat . . . An die Stelle des Darlehenszinses — dieses Mittels, Kapitalien zu akkumulieren, ohne dass man arbeitet, indem man einfach sein Kapital Zins tragen lässt, dass heisst, indem man einen Teil der Früchte des Schweisses seiner Mitmenschen sich aneignet — muss vielmehr eine Rechts- und Wirtschaftsordnung treten, die bewirkt, dass die Anhäufung von Reichtum nur möglich sei auf Grund und im Masse der persönlichen Arbeit . . . Heutzutage genügt es, dass man von einem Menschen abstammt, der niemals gearbeitet hat, um selbst niemals arbeiten zu brauchen; und im Gegenteil, wenn euer Vater sein ganzes Leben lang gearbeitet hat, so ist es so gut wie sicher, dass auch ihr euer ganzes Leben lang arbeiten müsst. Kurz, was anti-sozial ist, was ein bleibendes, schweres Hindernis für die Besserung der Lage der grossen Masse bildet, das ist nicht das individuelle Eigentum, das ist nicht die Anhäufung von Konsumtiv-Gütern, die der, welcher sie durch seine Arbeit hervorgebracht hat, nach Belieben verzehren kann; das ist selbst nicht das Erbrecht; das ist vielmehr der Zins des einmal akkumulierten Kapitals, welcher Zins diesem Kapital ins Endlose eine produktive Kraft verleiht auf Kosten und zum Schaden derjenigen, die kein Kapital akkumulieren konnten.<sup>1)</sup>

Ein neuerer sozialpolitischer Autor, der orthodox-katholische J. Loesewitz, schreibt: „Die angebliche Produktivität des Kapitals, diese grosse Ungerechtigkeit der heidnischen Gesellschaften, und, vom Standpunkt der Ökonomie aus angesehen, die eigentliche, letzte Ursache

<sup>1)</sup> Pecqueur, Des améliorations matérielles dans leurs rapports avec la liberté. 2. Ed. Paris 1841, p. 273, 346—348.



aller sozialen Leiden — ist nichts anderes als eine Phrase, erfunden, um die Tatsache zu verschleiern, dass die Früchte fremder Arbeit angeeignet werden von denen, welchen die Produktionsmittel gehören . . . nicht als ob das Kapital nicht ein wichtiger Faktor der Produktion wäre; aber die Früchte der vereinigten Tätigkeit von menschlicher Arbeit und Kapital müssen demjenigen zukommen, der persönlich die Produktionsmittel anwendet.“<sup>1)</sup>

Wer hat nun recht? Ist das Geld wirklich produktibel, fruchtfähig, potentiell fruchtbar? Ist das Kapital in Wahrheit produktiv, fruchttragend? Oder ist die sogenannte „Produktivität des Kapitals“ nur eine Fiktion, eine Metapher, eine Phrase, erfunden, um den Wucher zu beschönigen?

Der Satz: „Geld kann kein Geld gebären“, heisst nicht, wie die meisten irrig glauben: „Ein Metallstück kann kein Metall gebären“, sondern: **Wert** kann keinen **Wert** gebären.

Kapital ist Wert, der anscheinend aus sich selbst Mehrwert erzeugt, sich selbst verwertender Wert, oder gelddeckendes Geld, „pecunia quae parit usuras“ sagen die Römer, „money which begets money“, so sagen die englischen Merkantilisten. Kapital ist Geld oder Geldeswert, der Zins, Profit, Rente oder arbeitsloses Einkommen abwirft. Kapital ist „fruchtbar gemachtes Geld“, so sagt man uns heute. Aristoteles, die Kirchenväter und das kanonische Recht aber sagen: Fruchtbar gemachtes Geld, das ist Wucher.<sup>2)</sup> Neben der von der gesamten Wissenschaft der Vorzeit einstimmig gelehrten Unfruchtbarkeit des Geldes kann also „der Begriff des Kapitals durchaus nicht bestehen“. Darin hat Endemann ganz recht.<sup>3)</sup>

<sup>1)</sup> Association catholique, 15. Février 1886.

<sup>2)</sup> Aristoteles, Politik, I, c. 3. — Ambrosius, Serm. 81, homil. ad evang. Lucae, 12, 16. — Corpus Juris Canon. Distinctio 47, can. 8: „In foenore nummus nummum parit.“ — „Usurae arte nequissima ex ipso auro aurum nascitur.“

<sup>3)</sup> Endemann, Die nationalökonomischen Grundsätze der kanonistischen Lehre. 1863. S. 135. — Treffend sagt Endemann ferner:



Die Produktivität des Geldes steht aber ferner auch in Widerspruch mit andern allgemein anerkannten Grundsätzen. Die Gerechtigkeit verlangt nämlich, dass in allen Verträgen Gleichheit herrsche, das heisst, dass gleiche Werte gegeben und empfangen werden. Wo nun Gewinn ist, da ist notwendig auf der andern Seite ebensoviel Verlust: *Ubi lucrum, ibi damnum*.

Wenn einer mehr nimmt, als er gibt, das ist Wucher: *Usura est, ubi amplius requiritur quam datur*. So definiert

„Jenes Fruchtbarmachen des Geldes ist überhaupt nur eine künstliche Fiktion, deren man sich in der späteren Zeit bediente, um unabweisbare Verkehrsgestaltungen zu erklären“ (S. 140). „Nichts bezeichnet besser den Zustand der Wissenschaft, als der Gebrauch von Fiktionen. Jede Fiktion ist eine Schwäche, das Geständnis, dass man das wahre Wesen der Dinge nicht versteht und nicht auszudrücken weiss. Wo dagegen das wahre Wesen der Dinge in ihrer vollen Realität zum Bewusstsein gelangt ist, kann es der Nachhilfe durch Fiktionen nicht mehr bedürfen“ (S. 122). Die Wissenschaft, besonders die Jurisprudenz, hat von jeher mit Fiktionen operiert. Am besten handelt darüber R. von Jhering in seinem „Geist des römischen Rechtes“, (3. Aufl. 1877. § 20 und 58. Band I, 334. III, 296 f.). Vergl. weiter: H. Ahrens, Juristische Enzyklopädie. 1855. S. 585 f. Von den Fiktionen gilt das häufige Wort der römischen Juristen: „*utilitatis causa receptum est*“. Sie sagen aber auch: „*Quod contra rationem iuris receptum est, non est producendum ad consequentias*“ (L. 141 de regulis juris, 50, 17). „*Quae propter necessitatem recepta sunt, non debent in argumentum rahi*“ (L. 162 *ibid.*). Die ganze Sache ist äusserst wichtig für eine richtige Beurteilung der kirchlichen Wucherlehre. Hätte man sie gekannt und berücksichtigt, so wäre von Freund wie Feind viel Unsinn ungeschrieben geblieben. Die letzteren hätten keine unberechtigte Anklagen gegen Scholastik und Kanonistik erheben können, und die ersteren würden keine falschen und grundlosen Folgerungen aus jenen notgedrungenen Fiktionen gezogen haben!

Über die grosse Rolle, welche die „*utilitas*“ im Rechte spielt, vergl. Arnold, Kultur und Recht der Römer. 1868. S. 92 f.

Von den „Fiktionen“ usw. sagt Marx einmal aus anderm Anlass: „Eingeborene Kasuisterei des Menschen, die Dinge zu ändern (vermeinen) indem man ihre Namen ändert! Und Schlupfwinkel zu finden, um innerhalb der Tradition die Tradition zu durchbrechen, wo ein direktes Interesse den hinreichenden Antrieb gab!“ *Nominibus mollire licet mala*. Das gilt wie von unzähligen andern Dingen auch von den sog. Zinstiteln und den „fruchtbringenden Verträgen“.



das kanonische Recht den Wucher. Alle Verträge tragen also Wuchercharakter an sich, wenn die *aequalitas dati et accepti*, die Gleichheit zwischen Geben und Empfangen, verletzt wird, wenn sie das Mittel werden, Mehrwert zu ergattern, Profit zu machen. Denn man kann nur gewinnen auf Kosten eines anderen, der verliert. *Omnis contractus, in quo aliquid plus accipitur quam detur, vocatur usurarius*: Das ist ein gleichfalls allgemein anerkannter Satz. Bossuet sagt treffend: Mit dem Wucher verbietet das göttliche Gesetz alles, was ihm gleichbedeutend ist, da es sich bei Gott nicht um blosse Worte und äusserliche Formen, sondern nur um das Wesen der Sache handeln kann (Oeuvres. 1817. XXX, 690 ff.).

Daraus folgt in strenger Konsequenz, dass man sich auch durch Kauf und Verkauf, Miete und Pacht nicht bereichern kann und soll. Und diese Konsequenz hat das kanonische Recht auch ausdrücklich gezogen. Die Verteidiger des Wuchers haben zu allen Zeiten, nicht erst in der Person Calvins, Salmasius', Turgots und Benthams, sondern schon zur Zeit der Kirchenväter, behauptet: Wenn es gestattet ist, sich durch Kauf, Miete und Pacht und durch die verschiedensten anderen Verträge zu bereichern, dann liegt vernünftigerweise kein stichhaltiger Grund vor, eine Bereicherung auf dem Wege des Darlehnszinses als absolut unerlaubt anzusehen. Und darin hatten sie vollständig recht. An sich betrachtet ist es ganz gleichgültig, ob ich mich durch einen Darlehnsvertrag, oder durch irgend einen anderen Vertrag, er habe einen Namen, wie immer er wolle, bereichere. Das erkennt auch das kanonische Recht an. Auf den Einwand der Wucherapologeten: „Wer einen Acker vermietet, um Pachtgeld davon zu erlangen, oder ein Haus, um davon Mietgeld zu beziehen, der tut dasselbe, wie jemand, der sein Geld gegen Darlehnszins ausleiht,“ erwidert das kanonische Rechtsbuch: Das ist keineswegs dasselbe; denn ein Acker oder ein Haus werden durch den Gebrauch deterioriert, verlieren also an Wert, das Geld aber, welches ausgeliehen wird,



verliert nichts an Wert, es wird nicht deterioriert; muss ja doch die gleiche Wertsumme zurückgegeben werden.<sup>1)</sup> Mietgeld und Pachtgeld dürfen also, an sich oder abstrakt betrachtet, kein Mittel sein, Plusmacherei zu üben oder Mehrwert einzustecken, sondern sie dürfen nur so hoch sein, dass ihr Betrag einen Ersatz, ein Äquivalent bildet für den Wertbetrag, der durch die Miete verbraucht, verschlissen, vernichtet wird. Wenn ich ein Haus, das 5000 Taler wert ist, und das 100 Jahre dauert, vermiete, so darf der Mietpreis im Jahre durchschnittlich nicht höher sein als 50 Taler, sonst wird die von der Gerechtigkeit geforderte Gleichheit verletzt, es würde mehr genommen, als gegeben.<sup>2)</sup> Ein fünfjähriges Pferd kann etwa 12 Jahre lang zur Arbeit benutzt werden. Der gesamte Vermietungspreis eines solchen Pferdes muss also gleich sein dem

---

<sup>1)</sup> „Adhuc dicit aliquis: Qui agrum locat, ut agrariam recipiat, aut domum, ut pensiones recipiat, nonne est similis ei, qui pecuniam dat ad usuram? — Absit; . . . ager vel domus utendo veterascit, Pecunia autem cum fuerit mutuata, nec minuitur, nec veterascit.“ *Distinctio 88, can. 11, § 4.* Wenn die Abnutzung (*veterascere*) und die dadurch verursachte Wertverminderung (*minui*) der Grund der Mietzahlung ist, dann muss offenbar der Mietschilling gleich der Abnutzung und Wertverminderung sein, nicht aber grösser. Und wo keine Abnutzung oder Wertverminderung stattfindet, da kann auch kein Mietgeld berechtigt sein.

<sup>2)</sup> Auch Dr. Adolf Bruder bemerkt sehr richtig: „Weil heute das Nehmen von Zins allgemein als berechtigt gilt, so stehen die Preise für geliehenes Eigentum, verglichen mit dem Werte des Eigentumsgegenstandes, durchschnittlich viel zu hoch. Da man die Miete als einen TeilkauF (in zeitlicher Hinsicht) betrachten kann, wäre der mathematische Jahreswert eines Hauses, das 10 000 Taler kostet und 60 Jahre vorhält, ein Sechzigstel des Hauswertes, also  $166\frac{2}{3}$  Taler. In Wirklichkeit wird jeder Hausherr die 10 000 Taler landesüblich verzinsen, also etwa 400 Taler jährlich verlangen (sc. als Kapitalzins, und 166 Taler dazu, als Amortisation) und am Ende der 60 Jahre ein neues Haus haben, trotzdem er sein Gebäude stückweise, in der Form der Miete nämlich, bereits einmal verkauft hat.“ *Staatslexikon, II<sup>1</sup>, 523.* — Vergl. auch Ed. Sacher, *Gesellschaftskunde*. 1900. S. 170 f.; nach ihm ist der Mietpreis infolge des Darlehnszinses mindestens durchschnittlich dreimal so hoch, als er sonst normalerweise sein würde.



Werte des fünfjährigen Pferdes. Eine Maschine verschleisst erfahrungsmässig in 10 Jahren. Beträgt daher der Wert der neuen Maschine 1000 Mark, so müsste, abgesehen anderweitigen Umständen, der durchschnittliche jährliche Mietpreis 100 Mark betragen.

Es liegt nun, abstrakt genommen, nicht der mindeste Grund vor, einen Acker anders zu behandeln als eine Maschine, ein Haus oder ein Pferd. Man wird vielleicht sagen: Ein Haus, ein Pferd, eine Maschine werden allerdings durch den Gebrauch deterioriert, sie verlieren an Wert; aber ein Acker wird durch den Gebrauch nicht verschlechtert, nicht im Werte gemindert, sondern durch gute Bearbeitung verbessert. Allerdings! durch gute Bearbeitung, reichliches Düngen, Pflügen usw. kann der Verschlechterung nicht bloss vorgebeugt werden, sondern sogar eine Verbesserung erzielt werden. Wenn das Land aber benützt wird, ohne dass der Benützer durch gutes Düngen und Pflügen die Stoffe dem Boden ersetzt, die er durch die Ernten ihm nimmt, dann verschlechtert er den Boden sehr erheblich, so dass oft der Schaden für den Eigentümer viel grösser sein kann, als das Pachtgeld, das er empfängt, wert ist.

Vom Standpunkt des Rechtsideals aus kann es also nicht gerechtfertigt werden, wenn der Landeigner dem Pächter nicht bloss einen hohen Pachtzins abfordert, sondern ihn auch kontraktlich zwingt, das Land in gleich gutem oder besserem Stande zurückzugeben, wie er es bei Antritt der Pacht erhalten hat. Miete und Pacht sind nur berechtigt, wenn und insoweit sie Äquivalent sind für Abnutzung, Verschleiss oder Deterioration. Der Mietpreis eines Hauses, einer Maschine, eines Pferdes usw. sollte so gross sein, dass er zur Amortisation ausreicht, er sollte aber keinen Kapitalzins in sich schliessen.<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Der katholische Sozialpolitiker August Ott schreibt: L'argent est le moyen d'échange de tous les capitaux, de tous les produits, de tous les instruments de travail. Il n'est, pour ainsi dire, que le représentant de tout ce qu'il achète. La loi est donc nécessairement la



Herr Charles Devas sagt in seinem wissenschaftlich absolut wertlosen Lehrbuche der politischen Ökonomie: „Unter Zins sind diejenigen Einnahmen zu verstehen, welche jemand ohne eigene Arbeitsleistung von seinem Eigentum bezieht.“<sup>1)</sup> Devas hat von keiner einzigen ökonomischen Kategorie eine klare und richtige Vorstellung, daher auch nicht von „Zins“ und „Rente“. Gewiss ist aber, dass die Kirche allen und jeden Zins (*usura*) verboten hat, und dass mit den allgemein anerkannten Prinzipien der scholastisch-kanonistischen Wucherdoktrin jedes arbeitslose Vermögenseinkommen unvereinbar ist, mag man dieses nun Zins oder „Rente“ oder „Früchte“ nennen.

„Erwerb ist nach Gottes Ordnung an die Arbeit gebunden, und so können wir sagen, dass jeder Erwerb ohne Arbeit *αίσχροκερδία* (*turpe lucrum*, Wucher) sei“ — so schreibt der berühmte protestantische Theolog und

même pour l'argent et pour tout ce qu' il achète . . . L'argent, par sa fonction même, est le capital général qui renferme tous les capitaux particuliers; il les représente tous; il est le moyen de se les procurer tous. L'argent est aux autres capitaux ce que le genre est à l'espèce: or, ce qui est vrai du genre est vrai de chaque espèce. Si donc la condamnation portée par l'Eglise contre l'intérêt de l'argent est rationnellement juste, elle devra s'étendre à toute espèce d'intérêt ou de rente; car l'Eglise s'est attaquée au fait le plus général.“ Ott, *Traité d'économie sociale*. Paris 1892. I, 375. Auch Funk sagt mit vollstem Recht: „Man könnte das Geld nur unter der Bedingung zu den unfruchtbaren Gütern zählen, dass man zugleich die mannigfaltigen anderen Güter, deren Erwerbung wenigstens in allen Fällen der mögliche Zweck der Geldverwendung ist, mit demselben Prädikate belegen würde“ (*Zins und Wucher*. 1868. S. 165—168).

<sup>1)</sup> Devas, *Grundsätze der Volkswirtschaftslehre*. 1896. S. 314. Vom Standpunkte der ökonomischen Theorie betrachtet, ist dieses Werk einfach unter aller Kritik. Obgleich er Examinator der politischen Ökonomik an der königlichen Universität von Irland ist, kann man doch bei niemand weniger politische Ökonomie lernen als bei Herrn Devas. Gegenüber den vielen unverständigen Lobpreisungen, die das Devassche Buch in der katholischen Presse gefunden hat, halten wir uns verpflichtet, den wahren Sachverhalt einmal rund herauszusagen.



Literaturhistoriker Vilmar<sup>1)</sup>. Der Berliner Philosoph F. Paulsen sagt: „Wer nicht arbeitet, der lebt in irgend einer Form auf Kosten anderer. Der reine Rentenverzehr ist ein Dieb. Das fühlt übrigens das Volk sehr wohl; und offenbar lag etwas von diesem Gefühle auch dem Verbot des Zinsnehmens, wie es die alte Kirche aufrecht erhielt, zugrunde: wer ohne Arbeit allein von erbten Renten lebt, der lebt von fremder Arbeit, denn Geld trägt ja, wie Aristoteles sagt, keine Früchte. — Das Verbot des Stehlens ist nur die negative Formel zu der positiven: im Schweisse deines Angesichts sollst du dein Brot essen“<sup>2)</sup>. Selbst Turgot bekennt: „Tout homme sain doit se procurer sa subsistance par son travail, parce que s'il était nourri sans travailler, il le serait au dépens de ceux qui travaillent“<sup>3)</sup>.

Heute fängt man allmählich wieder an, in weiteren Kreisen die Wahrheit zu ahnen. So schreibt K. Schott in der liberalen Berliner Wochenschrift: „Die Gegenwart“ (Nr. 39 vom 30. September 1893, S. 211): „Der Kapitalist ist immer frei, der kapitallose Arbeiter immer unfrei. Das Kapital ist in verhältnismässig wenig Händen angehäuft, daher bringt es Zinsen, woran bei annähernd gleicher Verteilung gar nicht zu denken wäre. Ein Haus können sich die meisten Menschen nicht bauen oder kaufen. Daher müssen sie eine Wohnung mieten, wenn sie nicht bei Mutter Grün logieren wollen. Angenommen, das Haus kostet 10000 Mark, die jährliche Abnutzung durch das Bewohnen kostet 150 Mark. Trotzdem kostet die Jahresmiete nicht 150, sondern 550 Mark. Woher kommen die 400 Mark Unterschied? — — Weit entfernt, dass der Hausbesitzer mehr verlangen müsste als die Abnutzung, muss er nur verlangen mindestens den Unterschied der Abnutzung beim Bewohnen und beim Leerstehen. Sobald mehr Wohnungen da sind als Bewohner, und vor allen Dingen,

<sup>1)</sup> Vilmar, Theologische Moral. 1871, I, 281.

<sup>2)</sup> Paulsen, Ethik, 1894, II, 57.

<sup>3)</sup> Turgot, Oeuvres, Ed. Daire. Paris 1844. I, 305.



sobald die Hausbesitzer sehr kapitalschwach, die Mieter sehr kapitalstark sind, lässt sich die Richtigkeit erkennen.

„Ergötzlich ist die Naivität, wenn man behauptet, das Kapital wachse deshalb, weil man sich dafür ein Paar Kühe und Pferde kaufen könne, und aus diesen Paaren allmählich durch Fortpflanzung ganze Legionen würden. Daher müsse jeder für geliehenes Kapital Zinseszinsen zahlen, oder nach gewisser Zeit ein Vielfaches zurückzahlen, weil er ja Viehzucht damit treiben könne<sup>1)</sup>! — Wirklich? Bei Ratten, Mäusen, Läusen und dergleichen findet solche

<sup>1)</sup> Die hier erwähnte alberne „Begründung“ und „Erklärung“ der Produktivität des Kapitals findet sich in besonders anmasslicher Form vertreten bei Bentham und Lecky, welcher letzterer z. B. schreibt: „Ein radikales Missverständnis über die Natur des Zinses lief durch alle Schriften der Kirchenväter, der mittelalterlichen Theologen und der Theologen der Reformationszeit, und erzeugte ein Gesetzbuch der kommerziellen Moralität, die mit gleicher Klarheit in den kirchenväterlichen Lästerungen, in den Beschlüssen der Konzilien und in beinahe jedem Buche, das jemals über das kanonische Recht geschrieben wurde, erscheint. — Man sagte, der Zins, wenn auch noch so mässig, wäre eines von jenen Verbrechen, die wie Mord und Raub offenbar gegen das Naturgesetz sind. Bewiesen wurde dies durch die allgemeine Übereinstimmung aller Völker in ihrem Widerwillen dagegen, und auch durch eine Erwägung von der Natur des Geldes; denn „alles Geld ist von der Natur unfruchtbar“; und darum sei es widersinnig, einen Nutzen davon zu erwarten. Das Wesen jedes gerechten Darlehens sei, dass genau das zurückgegeben werde, was geliehen wurde; und daher sei, wie Laktantius behauptete, und die mittelalterlichen Moralisten einstimmig wiederholten, die Zinsforderung eine Art Räuberei. Dieser Unsinn stammt von Aristoteles her, und die grosse Zahl der Jahrhunderte, während welcher er ununterbrochen behauptet wurde, ohne (soweit wir wissen) einmal in Frage gestellt worden zu sein, ist ein interessanter Beleg für die Langlebigkeit eines Sophismus, wenn er in einer zierlichen Form und unter dem Schutze eines grossen Namens ausgesprochen wird. Man muss sich wirklich der Menschheit schämen, wenn man bedenkt, dass Bentham der erste war, welcher die einfache Tatsache zur Erwägung gab, dass, wenn der Borger das geliehene Geld zum Ankauf von Stieren und Kühen verwendet und diese Kälber in zehnfachem Betrage des Zinses erzeugen, das geliehene Geld kaum unfruchtbar und der Borger kein Verlierer genannt werden kann.“ Lecky, Geschichte der Aufklärung. II, 202, 206.



natürliche Vervielfachung wohl statt; aber vermehren sich auch die Haustiere „von selbst“? Leider nicht im mindesten! Kuh und Ross wollen ihr Futter, ihren Kuhjungen und Stallknecht, ihre Behausung, ihren Grund und Boden, endlich auch ihren Tierarzt usw. Verdoppelt sich das Rindvieh, so multiplizieren sich alle Rechnungen mit zwei. Vermehrt sich aber mein Vieh sehr stark, so habe ich sogar Schaden, da dann der Viehpreis in meiner Gegend so sehr heruntergedrückt wird, dass ich besser getan hätte, irgend eine andere Beschäftigung zu betreiben.

„Nicht minder unverständlich ist die Begründung des Kapitalzinses durch gewisse Weinsorten, die lange Jahre lagern und immer besser werden. Denn wenn hier wirklich der alte Wein teurer ist als der junge, so hat das umgekehrt eben in dem Kapitalzins erst seinen Grund! Wäre der Zins nicht, so würde der älteste Wein nicht im mindesten teurer sein als der jüngste. Ja, es ist sogar schade, dass heute mancher Wein zu jung getrunken werden muss, weil eben die Kapitalzinsen den besser schmeckenden älteren zu teuer machen. (Im wesentlichen hat Schott durchaus recht: Der hohe Preis des alten Weines ist nicht die Ursache, sondern die Folge des Kapitalzinses.)

„Wie kann es geschehen, dass Land für eine Summe käuflich ist, die kaum die Bodenrente weniger Jahrzehnte erreicht? Hält man etwa den Untergang der Welt schon nach so kurzer Zeit am wahrscheinlichsten? Nein, sondern man erwartet, dass das Kapital der Kaufsumme durch Ausleihen Zinsen und Zinseszinsen bringen soll.“

Prof. Röder sagt: „Geld macht Geld! — dass ebendarum, wer dazu reich genug ist, die Hände in den Schoß legen und seine Kapitale für sich arbeiten lassen kann, ist gewiss ein Grundübel der heutigen Gesellschaft“<sup>1)</sup>.

Die Wucherer, Kaufleute und Geldhändler haben stets behauptet, dass Geld Geld mache, fruchtbar oder produktiv

<sup>1)</sup> Röder, Naturrecht, 1860, II, 327. — Le Lièvre bezeichnet das Zinsnehmen als eine Hauptursache der herrschenden sozialen Übelstände (Exposé des princ. écon. de la société chrétienne. 1858).



sei. Die wirkliche Wissenschaft hat im Gegenteil stets behauptet, dass das Geld unfruchtbar sei, und dass seine scheinbare Produktivität im Grunde nichts als Wucher sei. Was der eine bei den „fruchtbringenden“ Verträgen gewinnt, das gewinnt er nur auf Kosten anderer Personen. Wo Gleichheit ist, ist kein Gewinn, wo Gewinn, da ist auf der anderen Seite ebensoviel Verlust. Und das gilt nicht nur von Tausch, Kauf und Darlehen, sondern von allen wirtschaftlichen Verträgen, besonders auch von Miete und Pacht.

Der katholischen Kirche war es nun im Mittelalter gelungen, in weitem Masse alle derartigen wucherlichen Verträge zu unterdrücken und zu beseitigen. Ganz vollständig konnte freilich sie ihr Ideal niemals durchführen. Es bestanden, zum Teil aus der heidnischen Zeit, noch immer in breiten Kreisen geübte Geschäfts- und Vertragsarten fort, die, an den Grundsätzen der kirchlichen Wucherdoktrin gemessen, als wucherlich hätten bezeichnet werden müssen. Andere an sich unzweifelhaft wucherliche Verträge entstanden besonders seit dem Ende des 13. Jahrhunderts, als der politisch-soziale Einfluss und die Macht der Kirche anfang, allmählich immer mehr abzunehmen. „Der Niedergang des Mittelalters beginnt mit den grossen Kämpfen zwischen Kirche und Staat zur Zeit der Stauer. Wie in religiöser, in sittlicher, in politischer Hinsicht, wie in Poesie und bildender Kunst, so stand Europa auch in sozialer Beziehung zu Ende des 12. und im 13. Jahrhundert auf der Höhe seiner Blüte. Nicht als ob es das Höchste schon geleistet hätte. Es war vielfach erst im Anfang, und Grosses blieb noch zu leisten übrig. Aber das wurde nicht mehr geleistet. In allen Stücken zeigt das Ende des 13. Jahrhunderts einen ganz gewaltigen Niedergang. Es ist sicher nicht übertrieben, wenn man behauptet, dass das eigentliche Mittelalter nur das 12. und 13. Jahrhundert umfasst<sup>1)</sup>. Die furchtbaren Kämpfe gegen die Kirche hatten

<sup>1)</sup> Arnold, Verfassungsgeschichte d. deutsch. Freistädte. II, 120.



den so fruchtbaren Bund, der Himmel und Erde bisher vereinte, gelockert, zerrissen. Die Erde sank wieder auf sich selbst zurück . . . So ging es immer tiefer abwärts, im kirchlichen wie im weltlichen Leben. Und es kam schliesslich zu jener völligen Umwälzung der ganzen gesellschaftlichen Ordnung, welche mit der Aufnahme des römischen Rechtes wirklich Tatsache wurde“<sup>1)</sup>.

Solange das Papsttum auf dem Gipfel seiner Macht stand, sagt Endemann, mochte die Kirche, von den bisherigen Erfolgen getragen, in der Tat hoffen, alles Recht nach ihrem Ideal der Wahrheit und Gerechtigkeit zu gestalten. „Es gelang der Kirche, lange Zeit hindurch das Wucherverbot und seine Konsequenzen trotz aller Gegenströmungen des Verkehrs als Rechtsgesetz und Rechtssatz aufrecht zu erhalten. Dann freilich ging es allmählich abwärts. Während des 14. und 15. Jahrhunderts suchte der Verkehr, dem das Zinsverbot immer lästiger wurde, durch vorhandene oder neu erfundene Vertragsformen trotz des Wuchergesetzes zur Nutzung des Kapitals zu gelangen.

„Das Wucherverbot wurde durch Konzessionen, die dem Verkehre gemacht werden mussten, nach den verschiedensten Richtungen hin durchlöchert. Unter dem Titel des Interesses, des Rentenkaufes, des Wechselgewinnes, der Revenuen eines Mons usw. liess die Theorie und Praxis seit dem 14. und 15. Jahrhundert immer mehr Kapitalnutzung zu, sogar in fest bestimmten oder vereinbarten Beträgen, die als Percente des Hauptgeldes erschienen. Tatsächlich war damit dasselbe da, was der Darlehenszins ist. Gleichwohl erkannte die Theorie den Zins nicht an“<sup>2)</sup>.

Immer weiter wurde die Kluft zwischen den Prinzipien der Theorie und der Praxis des Lebens. Da man nicht

<sup>1)</sup> Weiss, Apologie, 1884, IV, 70, 88, 89, 686, 687, 751 ff. — Georg Voigt, Die Wiederbelebung des klassischen Altertums, 1859, S. 3: „Es ist, als schneide die aufsteigende Entwicklung des Mittelalters seit der Mitte des 13. Jahrhunderts fast plötzlich ab.“

<sup>2)</sup> Endemann, Studien, I, 23, 30, 40, 44.



mehr daran denken konnte, das Leben der richtigen Theorie und allen ihren Konsequenzen zu konformieren, so ging man nach und nach immer mehr dazu über, die Theorie der falschen Praxis anzupassen. „Unter dem Hochdrucke praktischer Exigenzen wurde eine schiefe Theorie geboren,“ sagt treffend Böhm-Bawerk. Um den Kapitalprofit zu erklären und als berechtigt ansehen zu können, akzeptierten jetzt die Juristen und Kasuisten die Anschauung der Geschäftswelt von der Fruchtbarkeit der Geldes.

Ein erstes Zugeständnis an die Lehre von der Produktivität des Geldes oder Kapitals findet sich schon in der dem heil. Thomas zugeschriebenen, aber anerkanntermaßen nicht von ihm herrührenden Schrift: „De Usuris.“ Hier wird unseres Wissens von einem Theologen zum erstenmal zugegeben, dass Geld mittelbar fruchtbar werden könne. Es liege alsdann kein „partus numismatis ex numismate immediate“ vor, sondern ein „partus rerum, quae per numismata sunt acquisitae“<sup>1)</sup>.

Man sagte, in gewissen Fällen habe das sonst unfruchtbare Geld die Eigenschaft, nicht bloss einfaches totes Geld zu sein, sondern eine Art von Fruchtfähigkeit zu besitzen, und solches Geld sei eben „Kapital“, das heisst Geld, welches „non solum habet rationem simplicis pecuniae sive rei, sed etiam ultra hoc quandam **seminalem** rationem lucrosi, quam communiter capitale vocamus“<sup>2)</sup>.

Man kam zu der Ansicht, dass das Geld an und für sich zwar unfruchtbar sei; wenn es aber im Handel angelegt werde, so werde es fruchtbar und könne sich selbst vermehren: „Pecunia ex se sola minime est lucrosa nec

<sup>1)</sup> (Thomas), De Usuris. Opusc. 73, c. 11.

<sup>2)</sup> Bernhardin, Opera. Venetiis 1745, II, 197. Der Ausdruck „communiter“ zeigt, dass der Autor das Wort „capitale“ und die damit verbundene Vorstellung aus der vulgären Geschäftssprache und Geschäftsanschauung seiner Zeit, das ist der italienischen Handelswelt des 14. und 15. Jahrhunderts, herübergenommen hat.



valet seipsum multiplicare; sed ex industria mercantium fit per eorum mercationes lucrosa“<sup>1)</sup>).

Dann aber glaubte man ferner zu finden, dass es auch noch viele andere Geschäfte und Verträge gebe, in denen Geld Geld hecken könne ohne jede Arbeit und Anstrengung des Geldbesitzers oder Kapitalisten. Es gebe nämlich sogenannte „fruchtbringende Verträge“ (contractus frugiferi), die wucherlich zu sein schienen und es doch nicht wären („in quibus videtur usura esse et non est“). „Eiusmodi commercia, quibus pecunia paratur pecunia sine labore et industria, videntur in effectu inventa pro vestimento et pallio mutuorum usurariorum, cum capitale sit pecunia, et, illo remanente integro, alia paretur pecunia“<sup>2)</sup>).

Die Lösung dieses Rätsels liege darin, dass durch die sogenannten contractus frugiferi die Natur des Darlehens und die Natur des Geldes verändert werde. Geld ist zwar unmittelbar unfruchtbar, aber mittelbar dennoch fruchtbar; aber doch ist nicht das Geld fruchttragend, sondern der Kontrakt gebiert das Geld.<sup>3)</sup>

Späterhin sagt Barth: „Sicut lignum pomiferum facit fructum juxta genus suum, cuius semen in semetipso sit, ita res aliae fructificant juxta conditionem naturae suae, ager mediante seminatione, domus mediante obligatione civili, pecunia mediante industria hominis“<sup>4)</sup>. Also nicht bloss Fruchtbäume und Fruchtpflanzen, nicht bloss Tiere

<sup>1)</sup> Antonin, Sum. theol. II, tit. 1. c. 7. § 16. Lucrativ wird das Geld im Handel allerdings, aber nicht produktiv; es kann sich nicht selbst vermehren. Ubi lucrum, ibi damnum. Man hielt und hält noch heute die zwei ganz verschiedenen Fragen nicht auseinander: 1. Ist es per accidens moralisch und rechtlich statthaft, einen Gewinn mittelst des Geldes zu machen? — und 2. Ist es per se physisch und logisch möglich, dass das Geld fruchtbar oder produktiv werde? Die erste Frage ist freilich zu bejahen, die zweite unbedingt zu verneinen.

<sup>2)</sup> Scaccia, Tract. de Commerciis. § 1. qu. 1. n. 172.

<sup>3)</sup> Scaccia, § 1. qu. 7. par. 1. n. 69.

<sup>4)</sup> Barth, De statuto principis. § 98. (Migne, Theol. curs. compl. XVI, 1041.)



und Ackerland sind fruchtbar, sondern alle Dinge, selbst das Geld, weil alte Dinge in Geld und Geld in alle Dinge umgewandelt werden kann. Die Vorstellung von der Unfruchtbarkeit des Geldes ist ein aristotelisch-scholastischer Irrtum und „gänzlich zu verwerfen“. Der Kapitalprofit oder Kapitalzins ist „ein **organisches** Erzeugnis aus dem Innern einer nicht bloss fruchtbaren, sondern wirklich fruchtbaren Sache“, sei diese Sache auch Geld, das in Maschinen, Steinkohle und Baumwolle umgesetzt ist.

Derartige Behauptungen braucht man bloss nackt hinzustellen, um sie auf den ersten Blick als logische Ungeheuerlichkeiten und Absurditäten zu erkennen. Sie sind nichts als ein Rückfall in die naive Anschauung der griechischen und römischen Wucherer und Krämer, die den Zins *τόκος*, *partus*, nannten. Sie sind aber wahrlich kein Resultat fortgeschrittener volkswirtschaftlicher Einsicht oder „ökonomischer Erkenntnis“, wie man heute noch fast allgemein wähnt.

Man konnte zu der wunderbaren Meinung, dass der Zins, Profit oder Mehrwert aus dem Kapital „herauswachse“, nur kommen, weil man über die wahre Bedeutung des römisch-rechtlichen Terminus „*fructus*“ völlig im unklaren war, und ebenso im unklaren sich befand über den Begriff des Wertes und über die Produktion oder die Entstehung des Wertes. Man musste aber zu dieser wunderbaren Meinung kommen, weil man Verträge, die allgemein praktiziert wurden, theoretisch rechtfertigen wollte, was unmöglich war, aber notwendig erschien, da man praktisch dieselben zu dulden und anzuerkennen sich gezwungen sah.

Wollte man sich einreden, dass bei den üblichen Miet- und Pachtkontrakten die Gleichheit zwischen Leistung und Gegenleistung wirklich gewahrt werde, so mussten die Häuser, felsige Bauplätze usw. „fruchtbar“ sein; wollte man sich ferner einreden, dass der Arbeiter den ganzen Wert, den seine Arbeit erzeugt, als Lohn empfangen, so musste das Kapital „organische Erzeugnisse“ hervorbringen



können, obgleich es in der Regel aus Dingen besteht, die ihrer Natur nach absolut steril sind.

\* \* \*

Unsere Leser sind nunmehr schon genügend in den Stand gesetzt, selbst beurteilen zu können, was von Behauptungen, wie den nachfolgend mitgeteilten, zu halten ist.

Georg Ratzinger sagt z. B. in Widerspruch mit anderen Stellen seiner Schrift, in denen gelegentlich richtigere Einsichten zum Ausdruck kommen: „Kapital war damals (im Mittelalter) nur Grund und Boden“<sup>1)</sup>. Albert Weiss schreibt: „Grundbesitz, der mit Arbeit in Verbindung tritt, ist die Urform allen Kapitals. Alle Formen von beweglichem Kapital lassen sich auf diese zurückführen und müssen sich darauf zurückführen lassen, sonst sind sie nur zum Scheine Kapital.“ „Wenn Grund und Boden nicht mehr Kapital sind, was soll dann noch Kapital sein? — Wir sagen ungescheut: Geld gab es damals, im Mittelalter, sehr wenig, aber Kapital gab es viel. Man mag es als Ketzerei ausrufen, wir sprechen es gleichwohl mit derselben Sicherheit wie irgend ein anderes unumstössliches Dogma der geschichtlichen Wahrheit aus, es gab damals verhältnismässig mehr Kapital als jetzt“<sup>2)</sup>.

Diese mit so zweifelloser Gewissheit auftretenden Sätze sind zwar nicht „ketzerisch“, aber absolut unbegründet und völlig irrig sind sie allerdings.

Edwin C a n n a n endlich behauptet: „Das Wort ‚Kapital‘ im volkswirtschaftlichen Sinne hat mit dem französischen ‚cheptel‘ und dem englischen ‚cattle‘ nicht mehr und nicht weniger zu tun als mit dem ‚Kapitel‘ eines Buches oder dem ‚Capitäl‘ einer Säule.“ Sir Henry Maine sage freilich das Gegenteil, führe aber keine Beweise für seine Meinung

<sup>1)</sup> Ratzinger, Volkswirtschaft. 1881. S. 271.

<sup>2)</sup> Weiss, Soziale Frage und soziale Ordnung. 1892. II, 598. 599. 4. Aufl. 1904. S. 720. Apologie (1. Aufl.) IV., 681.



an<sup>1)</sup>. — Der Oxforder Nationalökonom scheint zu glauben, dass seine eigene Unkenntnis der Wirtschaftsgeschichte ein hinreichendes Argument für seine absprechende Behauptung sei.

Menger nennt es mit Recht einen groben „Missgriff“, wenn die herrschende Vulgär-Oekonomie, den populären Begriff des Kapitals gänzlich unbeachtet lassend, dieses definiert als „produzierte Produktionsmittel“. Dadurch wird die Sache nicht klarer, sondern nur dunkler<sup>2)</sup>.

Albert Weiss sagt freilich: „Kapital ist das gerade Gegenteil von Geld . . . Während Geld als solches durchaus unfruchtbar ist, kann Kapital nur eine Sache sein, die ihrer Natur nach nicht bloss fruchtbar, sondern die auch tatsächlich fruchtbringend oder doch bereits in den Prozess der Fruchtbarmachung verwickelt ist. — Dass die herkömmliche Anschauung, die unter Kapital nur Geld in einer gewissen Verwendung denkt, unhaltbar ist, begreift sich jetzt ohne Mühe. Kapital ist offenbar ein viel weiterer Begriff und umfasst jedes für Geld schätzbare Gut, das in den Prozess der Gebrauchswertbildung gezogen wird, sei es als Grundkapital oder als Hilfs- und Betriebskapital. — Jeder Besitz, in jedweder Gestalt, sobald er mit Arbeit in Geschäftsverbindung tritt zu dem Behufe, um fruchtbringend gemacht zu werden, tritt auf als Kapital, — Geld muss erst in Kapital verwandelt werden. Obwohl man im gewöhnlichen Leben schon das dargeliehene Geld Kapital nennt, ja, wohl unter

---

<sup>1)</sup> Cannan, „History of the Theories of Production and Distribution“. London 1894, p. 53. In H. Maines „Early History of Institutions“, 1875. p. 147, heisst es: „There are some few facts both of etymology and of legal classification which point to the former importance of oxen. Capitale — kine reckoned by the head — cattle — has given birth to one of the most famous terms of law and to one of the most famous terms of political economy, Chattels, and Capital.“

<sup>2)</sup> Auch W. Stanley Jevons sagt: „It is quite in agreement with the ordinary language of commercial men not to say, that a factory, or dock, or railway, or ship is capital, but that it represents so much capital sunk in the enterprise. To invest capital is to spend money. — Much clearness would result from making the language of Economy more nearly coincident with that of commerce. Accordingly I would not say, that a railway is fixed capital, but that capital is fixed in the railway.“ (The Theory of polit. economy. 1871, p. 234.)



Kapital gar nichts anderes versteht als hingegebenes Geld, so begreift doch selbst der einfache Werkmann, dass in Wirklichkeit das Geld als solches nicht Kapital ist, sondern erst in seinem Äquivalent, also in Grund und Boden oder in Betriebsmaterial oder Maschinen, zu Kapital gemacht werden kann. — Seitdem das Geld Wertmesser geworden ist, führt man die Werte aller wirtschaftlichen Güter gemeinsam auf Geldwert zurück und bringt sie durch diesen miteinander in Vergleichung. Dagegen lässt sich nicht das mindeste einwenden, wenn man sich nur vor zwei grossen Irrungen hütet. Nur zu leicht lässt man sich nämlich verleiten, bloss die wirtschaftlichen Güter Kapitalien zu nennen, die auf Geldwert reduziert sind, oder gar bloss insoferne, als sie in Form von Geld auftreten. Daher die wunderliche Meinung, man habe im Mittelalter ohne Kapital zu produzieren verstanden. Damit tut man doch dem Scharfsinne jener Zeit etwas zu viel Ehre an<sup>1)</sup>.

Weiss ist unfraglich einer der gelehrtesten und verdientesten Theologen der Gegenwart, er besitzt ein wahrhaft stupendes Wissen, nicht bloss in der Theologie, sondern auch in der Philosophie, in der Geschichte, im römischen, germanischen und kanonischen Recht. Aber die politische Ökonomie ist seine schwächste Seite; er stützt sich hierin noch immer viel zu sehr auf die Doktrinen der herrschenden liberalen Vulgär-Ökonomie. Seine oben zitierten Sätze enthalten daher eine seltsame Mischung von Irrtum und Wahrheit, mit starkem Ueberwiegen des ersteren.

Dass Geld als solches nicht aktuell produktives Kapital sei, dass es erst in Waren oder Produktionsmittel verwandelt werden müsse, um produktiv zu werden, ist allerdings richtig. Aber das Gegenteil hat auch niemand behauptet. Dass Geld aber dennoch irgendwie Kapital sei, muss auch Weiss selbst einräumen, denn er sagt geradezu: „Kapital ist fruchtbar gemachtes Geld.“ Wenn man nun Geld in Land und Weizen oder Vieh „verwandelt“, so mag man sich mit einigem Scheine von Berechtigung einbilden, dass Land, Weizen und Vieh „Mehrwert“ erzeugen, Profit und Zins „als eine von innen erzeugte

<sup>1)</sup> Weiss, Soziale Frage und soziale Ordnung. 1892. II, 598, 599, 658 f., 666—668, 699 f. 4. Aufl. 783 ff. — Apologie (1. Aufl.) IV, 486, 488, 495, 496.



Frucht organisch aus sich herauswachsen“ lassen könne. Wie aber „jeder Besitz, in jedweder Gestalt, sobald er mit Arbeit in Geschäftsverbindung tritt“, dieses Kunststück fertigbringen kann, das zu zeigen hat Weiss unterlassen. Kohle, Eisen, Wolle sind ihrer Natur nach ebenso durchaus unfruchtbar wie Geld als solches. Wie kann also eine Baumwollenfabrik „fruchtfähig“ und „fruchtbringend“ werden? Wie kann Steinkohle, Stahl und Eisen usw. organische Früchte hervorbringen? Die Frage stellen, heisst sie verneinen. „Keineswegs!“ wird Weiss vielleicht uns erwidern: „Die befruchtende Kraft liegt in der **Arbeit**“<sup>1)</sup>.

Wenn aber zweifellos die „befruchtende Kraft“ in der Arbeit liegt, dann ist der Mehrwert, den eine Fabrik abwirft, offenbar doch wohl eine „Frucht“ der Arbeit, und nicht eine Frucht der Steinkohlen, Maschinen und Baumwolle. Und in der Agrikultur dürfte es sich dann auch nicht anders verhalten als in der Industrie. „Der Natur muss man ihre Gaben abringen, die sie uns nie umsonst, sondern nur um den Schweiss unseres Angesichtes gibt“<sup>2)</sup>. Demnach dürfte es also wohl nicht die „Natur“ sein, welche den „fruges consumere natis“ alljährlich reiche „Renten“ in den Schoss wirft.

Wenn Weiss spöttisch bemerkt, man tue doch dem Scharfsinne des Mittelalters etwas zu viel Ehre an, wenn man meine, jene Zeit habe „ohne Kapital“ zu produzieren verstanden, so setzt er fälschlich voraus, alle Welt sei darüber einverstanden, dass „Kapital“ und „Produktionsmittel“ identische Begriffe seien. Es sind aber in Wahrheit nur eine relativ sehr kleine Anzahl von Stubengelehrten, die behaupten, dass Kapital nichts anderes sei als die Gesamtheit der Produktionsmittel. Er selbst gesteht ja ausdrücklich an früheren Stellen, dass die „herkömmliche Anschauung“ und das „gewöhnliche Leben“

<sup>1)</sup> Weiss, Soziale Frage. II<sup>2</sup>, 659. — Apologie. IV, 488.

<sup>2)</sup> Soz. Fr. II<sup>2</sup>, 773. — Apol. IV, 426.



unter Kapital etwas ganz anderes versteht. Mit Recht sagt Prof. Ashley: „Allerdings gab es im Mittelalter Kapital in dem Sinne, in welchem (liberal-) orthodoxe Lehrer der Volkswirtschaft das Wort erklärt wissen wollen — nämlich Hab und Gut, das dazu bestimmt ist, durch seine Verwendung neue Werte zu schaffen —; denn die Bauern besaßen Pflüge, Eggen, Ochsen, Pferde. Doch ist dies eine der haltlosesten nationalökonomischen Definitionen“<sup>1)</sup>. Ebenso treffend bemerkt Cannan: „Niemand, der sich frei gehalten hat von der Ansteckung der Vulgär-Ökonomie, wird den Wagen eines Fuhrmanns — oder, fügen wir hinzu, den Pflug und die Egge eines Bauern, die Nadeln und Bügeleisen eines Schneiders, den Hammer, Ambos, Kohle und Eisen eines kleinen Schmiedes — Kapital nennen“<sup>2)</sup>.

Weiteres über alle die oben berührten Fragen findet der geneigte Leser in den Aufsätzen, die wir über Wert, Kapital und Zins in der „Monatsschrift für christliche Sozialreform“ (1893—97) veröffentlicht haben, sowie in unserer Schrift: „Warenwert und Kapitalprofit“, 1902.

Was heute noch, volle fünfzehn Jahre nach dem Erscheinen des dritten Bandes des „Kapitals“ und des bedeutenden Werkes von Leo von Petrazycki über das „Einkommen“ und die Lehre von den „Früchten“, von Fachgelehrten und andern über Marx, Sozialismus, Eigen-

<sup>1)</sup> Ashley, Economic History. 1888. I, 42: „There was as yet no capital in the modern sense. Of course there was capital in the sense in which the word is defined by the orthodox economists — ‚wealth appropriated to reproductive employment.‘ . . . But this is one of the most unreal economic definitions. By capital we habitually mean more than this.“ — Englische Wirtschaftsgeschichte. Übersetzt von Rob. Oppenheim. Leipzig 1896. I, 38, 39.

<sup>2)</sup> Cannan, p. 58: „No one who had kept himself free from the infection of political economy would classify a carrier's cart as either fixed or circulating capital.“ — Die Gesamtheit der Produktionsmittel hiess bei den Römern nicht „Kapital“, sondern sehr richtig **instrumentum**, wie wir schon früher gezeigt haben. Mtsschr. für Sozialreform. 1896. S. 198—200.

W. Hohoff.



tum, Kapital, Wert, Zins usw. an oberflächlichem Gerede geleistet wird, das ist wahrhaft unverzeihlich, eine Schmach und Schande für die moderne „Wissenschaft“.

Wenn Albert Weiss die paradoxe Behauptung wagt, Zins sei von der Kirche nie verboten, sondern bloss Wucher<sup>1)</sup>, Wucher und Zins seien zwei Begriffe, die gradeso wesentlich voneinander verschieden sind wie Raub und Kauf, so steckt natürlich, wie in jedem Irrtum, so auch in diesem ein Kern von Wahrheit.

• Hier ist es das ominöse Wort Zins, welches den sonst ebenso gelehrten als scharfsinnigen Mann in Verwirrung gebracht hat. Richtig ist nur, dass die Kirche ihre Lehre nicht geändert hat, und dass der Schein oft trügt. Aber von der Natur und dem inneren Wesen der wirtschaftlichen Dinge hat Weiss wenig oder nichts begriffen, weil er keinen klaren und richtigen Begriff vom Wert hat.

In Wirklichkeit verhält sich die Sache vielmehr folgendermassen: Zins kommt vom lateinischen Wort *census*, welches bedeutet „Abschätzung“ (daher „Zensur“), besonders die Steuerabschätzung, die z. B. Lukas 2, 2 „Beschreibung“ nennt, endlich die Steuer selbst, und zwar hauptsächlich die Grundsteuer<sup>2)</sup>.

<sup>1)</sup> Weiss, Apologie IV<sup>1</sup>, 522. Soz. Frage. II<sup>4</sup>, 824. 838. — S. oben S. 60, wo wir die betreffende Stelle in ihrem Wortlaut angeführt haben.

<sup>2)</sup> Prof. Hermann Paul sagt: „Zins (m.) = mittelhochdeutsch „zins“ aus lat. *census*. Es bezeichnet verschiedene Arten von festgesetzten Abgaben; an den Herrscher, häufig in der Bibel, in der neueren Zeit selten; an den Grundherrn (Bodenzins); in neuerer Zeit auch Pacht oder Miete, die nach Vertrag gezahlt wird (Pachtzins, Mietzins, Hauszins), süddeutsch die gewöhnliche Bezeichnung . . . Am verbreitetsten ist **jetzt** die Bedeutung „Ersatz für geliehenes Kapital“, „Ertrag davon“. Der Singular in diesem Sinne ist besonders süddeutsch. Daneben erscheint im 17. und 18. Jahrhundert ein Femininum die Zinse. Der Plural in diesem Sinne anfangs Zinse; . . . Diese Form wird allmählich zurückgedrängt von Zinsen, welches



In diesem Sinne (Steuer, Tribut) heisst es bei Matthäus (17, 24): „Reges terrae a quibus accipiunt tributum vel census? Von wem nehmen die Könige der Erde Tribut oder Zins (Steuer)?“ Ferner ebendort (22, 17): „Licet census dare Caesari? Ist es erlaubt, dem Kaiser Zins zu geben?“, und 22, 19: „Ostendite mihi numisma census! Zeiget mir die Zinsmünze!“ — In den romanischen Sprachen hat das Wort *censo*, *cens*, *cense* auch heute noch lediglich die alte Bedeutung = Steuer, Tribut, Abgabe an den Herrn. Dagegen hat das Wort Zins im Neuhochdeutschen eine ganz andere und ganz neue Bedeutung erhalten; es ist für uns heute nicht mehr identisch mit *census*, sondern mit *usura*, Nutzung, Abnutzung, Darlehnszins (*usura pecuniae*) oder erlaubtem Wucher (*usurae legitimae*). Die Römer der älteren Zeit, die Kirchenväter, die Scholastik und das kanonische Recht verstehen unter *usura* lediglich Wucher (*foenus*).

Im Italienischen, Spanischen, Französischen und Englischen heisst das, was wir heute im Deutschen Zins nennen, *interesse*, *intérêt*, *interest*, was eigentlich und ursprünglich „Schadenersatz“ bedeutet. *Usura*, *usure*, *usury* hat in den romanischen Sprachen und im Englischen nur die Bedeutung von Wucher; im Französischen bedeutet es auch Abnutzung, Verbrauch. — Man muss die Geschichte eines Wortes kennen und die verschiedenen Begriffe, die *hic et nunc* damit verbunden waren, um es richtig gebrauchen zu können. Sonst lässt sich mit Worten trefflich streiten und ein, freilich irriges „System“ bereiten.

---

eigentlich der Plural zu dem Femininum ist, an dem wir aber kein Geschlecht mehr empfinden. Dieser Plural ist jetzt weit verbreiteter als der Singular Zins. — Dazu ein Verbum *zinsen* „Abgaben an den Herrscher oder Grundherrscher geben“ (Deutsches Wörterbuch. 1897–S. 569). Vergl. auch Heijmann, Handlexikon zu den Quellen des römischen Rechts. s. v. *censere* und *census*. 5. Aufl. 1879. S. 67 f. und die Wörterbücher der deutschen Sprache von Weigand, Kluge usw., die der latein. Sprache von Georges (Ausführl. Latein. Handwörterb. I, 1004 f.), Klotz usw.; ganz besonders: Kirchenlexikon III<sup>2</sup>, 1 ff.



Miete und Pacht waren im Mittelalter so selten, dass sich diese beiden Worte in den „Spiegeln“ des deutschen Rechts gar nicht finden <sup>1)</sup>. Bis zum Ausgang des 14. Jahrhunderts war das Regelmässige und Gewöhnliche durchaus die Erbleihe <sup>2)</sup>, bei welcher der Zins nicht erhöhbar war, der Gutsherr vielmehr an den alten Zins gebunden, weil das Gut für den einmal festgesetzten Zins „perpetuo possidendum“ verliehen war.

Die Abgabe für die Leihe war der Zins (census), der dem Feudalherrn gezahlt wurde. Dieser Zins war ausserordentlich gering und fest bestimmt. Die Einkünfte des feudalen Grundherrn waren ganz und gar keine Rente im modernen Sinne, kein Vermögenseinkommen, keine fructus, sondern Gehalt, römisch-rechtlich ausgedrückt: salarium. Der Feudalherr oder „Ritter“ (baro, miles) leistet von seinem Lehen und für dasselbe den Kriegsdienst und sonstige politische Funktionen, ebenso wie umgekehrt das Lehen sein Sold ist. Eine andere Art der Löhnung oder des Gehaltsbezugs war im natural-wirtschaftlichen Mittelalter nicht möglich. Sehr richtig sagt Professor Max Weber: „Der Grundherr bezog, kraft seiner **politischen Herrschaft**, als Zivilliste könnte man sagen, seinen Unterhalt von den abhängigen Wirtschaften; nicht er, sondern nur diese waren landwirtschaftliche Produzenten.“

Das deutsche Recht enthält ausdrücklich mit klaren, unzweideutigen Worten die äusserst wichtige und höchst lehrreiche und charakteristische Bestimmung: „Es soll niemand Zinsmann eines ebenbürtigen Genossen werden“ <sup>3)</sup>. Der Zins (census) war eine Grundsteuer, eine

<sup>1)</sup> Zöpfl, Deutsche Rechtsgeschichte. 1872. III, 303.

<sup>2)</sup> Arnold, Zur Geschichte des Eigentums. 1861. S. 192. — Strieder, Zur Genesis des modernen Kapitalismus. 1904. S. 67 ff., wo in Anmerkung 4 auch die neueste Literatur ziemlich vollständig angegeben ist.

<sup>3)</sup> Richtsteig Lehnsrecht. 20 § 4. Glosse zum Sachsenspiegel bei Kraut, Grundriss zu Vorlesungen über deutsches Privatrecht, 1872, § 256, Nr. 24.



öffentlich-rechtliche Last, keine privatrechtliche Abgabe. Der obligatorischen Berechtigung liegt eine Herrschaft, ein Hoheitsrecht zugrunde. Berechtigt ist die Guts-herrschaft, Gerichtsherrschaft, Vogteiherrschaft, die Kirche in ihrer Hoheit über den zu dem Kirchen-sprengel gehörigen Personen<sup>1)</sup>. Der Zins war durchaus keine privatrechtliche Einnahme, welche jemand ohne eigene Arbeitsleistung von seinem Eigentum bezieht. Dazu wurde er erst in den späteren Zeiten des Verfalls und der Ent-artung, als römischrechtliche Ideen und Anschauungen vom Eigentum wieder zur Herrschaft gelangten und die

---

<sup>1)</sup> Noch Luther sagt: „Der **Oberkeit** geben wir Rent und Zins oder Arbeit des Leibes. Dafür soll die Oberkeit ihre Untertanen in Friede, Recht und Schutz halten. — Die Güter, so Grafen, Herren und die Edlen haben, sind vorzeiten durch die römischen Kaiser also ausgeteilet und geliehen (belehnt), dass diejenigen, so sie inne haben, sollten in stetiger Rüstung und Bereitschaft sitzen, einer mit so viel Pferde und Mann, der ander so viel, nach dem die Güter vermochten; und waren solche Güter ihr Sold, damit sie bestellet waren; darum heissens auch Lehengüter und sind auch noch solche Beschwerunge drauf. Solche Güter lässt der Kaiser erben. — Darum dürfen die vom Adel nicht denken, dass sie ihr Gut umsonst haben, als hätten sie es funden, oder aufm Spiel gewonnen. Die im Wehramt sind, sollen ihr Zinse und Nahrung von den, die im Nähramt sind, nehmen, dass sie wehren können, nicht dass sie prassen und prangen. Wiederum die im Nähramt sind, sollen ihren Schutz haben von denen, die im Wehramt sind, auf dass sie nähren können. Und der Kaiser oder Fürst im Lande soll auf beide Amt sehen, und drob halten, dass sie ihre Pflicht erfüllen; unnütze Leute aber, die nur zehren, faulzen und müssig gehen, aus dem Lande jagen, oder zum Werk (Arbeit) halten, gleichwie die Bienen thun und stechen die Hummeln weg, die nicht arbeiten und den andern Bienen ihr Honig auffressen.“ Sämtl. Werke, Irmischer. Erlangen, 1833, Bd. 22, S. 279 ff., Bd. 23, S. 22 ff. Ebenso sagt lange vor ihm Thomas von Aquin: „Sunt enim quasi stipendia principum eorum reditus, quibus debent esse contenti, ut ultra non exigant. Principes terrarum sunt a Deo instituti non quidem ut propria lucra quaerant, sed ut communem populi utilitatem procurent.“ (Opusc. 21. De regim. Judaeorum. Ed. Parm. XVI, 293.) Desgleichen sagt die Glosse des sächsischen Lehnrechts: „Das lehn ist der rittere solt“ (Homeyer, Sachsenspiegel. II, 344.)



Grundsätze des christlich-germanischen Rechts allmählich immer mehr verdrängten.

Die Theologen lehren bis zum 16. Jahrhundert einstimmig, dass jeder Zins (*usura*) unstatthaft sei, dem natürlichen und göttlichen wie dem kirchlichen Gesetze widersprechend. In der neueren Zeit unterscheiden die meisten Autoren zwischen erlaubtem und unerlaubtem Zins (*usura licita* und *illicita*). Wenn ein „*titulus justus*“ vorliege, so sei der Zins (*usura*) erlaubt und berechtigt. Zu diesen sogenannten „Zinstiteln“ werden in der Regel gerechnet: *damnum emergens*, *lucrum cessans*, *periculum sortis* und die *poena conventionalis*.

Der Ersatz eines wirklich erlittenen Schadens ist kein Zins, keine *usura*, kein *lucrum*. Das *lucrum cessans* fällt, soweit es überhaupt berechtigt ist, das heisst soweit es einem nicht bloss möglichen oder wahrscheinlichen, sondern absolut gewissen und wirklichen Schaden oder Verluste gleichkommt, mit dem *damnum emergens* im wesentlichen zusammen. Die Vergütung für ein „*periculum sortis*“ ist gleichfalls kein reiner Zins, sondern nach den Nationalökonomien eine davon wohl zu unterscheidende Risikoprämie oder Assekuranzgebühr. Ob dieser Titel und der *titulus poenae* theoretisch haltbar sind, haben wir hier nicht zu untersuchen. Es genügt uns, hier festzustellen, dass eine Entschädigung wegen zufälliger Titel kein Zins ist.

Auch die moderne *opinio communis* lehrt, dass „*omne lucrum ex mutuo praecise vi mutui*“ Wucher (*usura*) sei. Gerade das aber versteht heute die nationalökonomische und juristische Wissenschaft und auch die Praxis unter „Zins“ im eigentlichen Sinne. Durchaus treffend sagt Ludwig Heinrich von Jakob: „Was der Kapitalist für die blosser Handlung des Darlehens empfängt, macht das aus, was man Zinsen, Interessen nennt“<sup>1)</sup>.

<sup>1)</sup> Jakob, Grundsätze der Nationalökonomie. 3. Aufl. 1825, I, 169 § 281.



Die Geschäftswelt weiss nichts von den subtilen Raisonsnements, mit denen die Theoretiker den Zins zu begründen und zu rechtfertigen sich bemühen: der moderne Mensch ist sich bewusst, dass der Zins in aller Regel nichts anderes ist als der Entgelt oder die Vergütung, die für das Darlehen als solches (*ratione mutui, praecise vi mutui*) ausbedungen wird. „Interest is the reward for the loan of money — the payment for the use of money“ sagen mit Recht die englischen und amerikanischen Ökonomen. Und wenn die deutschen, französischen und italienischen Ökonomen und Juristen erklären: „Zins ist der Preis oder Entgelt für die Überlassung der Nutzung eines Kapitals“, so meinen sie im Grunde genommen ganz dasselbe.

Pachtgeld und Mietgeld ist kein Zins (*usura*); woher es kommt, dass sie in einigen Teilen Deutschlands, längst nicht in allen, ebensowenig in den ausserdeutschen Ländern und Sprachen, so genannt werden, werden wir später sehen. Auch Renten und Dividenden sind kein Zins<sup>1)</sup>. Allerdings kann sich wie hinter den sogenannten Zinstiteln, so auch unter dem „Mietzins“ und „Pachtzins“ wirklicher Zins (*usura*) verbergen; das gleiche gilt auch von Rente und Dividende. Alle diese Kategorien können Wuchercharakter annehmen und tun das sogar heute in der Regel; aber sie sind nicht notwendig und von Natur wucherartig, sondern an und für sich genommen davon wesentlich verschieden.

Der moderne Zins ist „erlaubter Wucher“, erlaubt in ganz demselben Sinne, wie man den Krieg einen „erlaubten

<sup>1)</sup> „Das Entgelt dafür, dass jemand einem anderen die Nutzung einer Sache gestattet, heisst Pacht- oder Mietgeld, wenn die Sache nicht fungibel ist, entgegengesetzten Falls Zinsen.“ Baron, Pandekten. 7. Aufl. 1890. S. 71. — „Die Zinsen unterscheiden sich von der Rente dadurch, dass Zinsen neben dem Kapitale zu entrichten sind, während die Rente statt des Kapitals geschuldet wird. — Dividenden von Gesellschaften, insbesondere von Aktiengesellschaften, sind keine Zinsen. Sie sind Anteile am Gewinne des Unternehmens.“ Dernburg, Pandekten 3. Aufl. II. 82. Anm. 5.



Massenmord“ nennen kann. Aber „erlaubter Wucher“ — das klang zu hässlich — darum sagt man „Zins“ oder „Interesse“.

Ob und wie der Zins theoretisch zu erklären sei, darüber zerbrach sich das verehrliche Publikum keineswegs den Kopf. Diese mühselige und undankbare Aufgabe überliess man ruhig den Gelehrten. Die Zinsnehmer waren völlig zufrieden, als die Gesetzgebung den Zins gestattete, und als die anrühige und widerspruchsvolle Erscheinung einen anständigen, harmlosen Namen erhielt.

Den Zins, insofern er eine Steuer ist, die an die Obrigkeit gezahlt wird, und soweit sie zum allgemeinen Besten notwendig ist und dem Wohle aller dient, hat die Kirche allerdings niemals verboten; wohl aber hat sie allen Kapitalprofit, alles arbeitslose Renteneinkommen prinzipiell verworfen, also das, was wir heute Zinsen oder Interessen nennen.

Wenn man ja will, sind freilich auch Kapitalprofit, Grundrenten, Dividenden und Zinsen eine „Steuer“, ein „Tribut“, eine Abgabe, die man an den Herrn zahlt, und nicht an einen ebenbürtigen und gleichberechtigten Genossen, nicht an seinesgleichen (pair); denn die Zins- und Rentenzahler sind auch heute noch wirtschaftlich und finanziell zumeist die Untergebenen, die Sklaven oder Knechte der Kapitalherrschaft, obgleich auf dem Papier, nach dem Gesetz, angeblich alle Staatsbürger auch die kapitallosen, völlig gleichberechtigt sind.

In Wahrheit und Wirklichkeit sind die heutigen Zinsen, wenn man die Sache theoretisch und abstrakt betrachtet, d. h. abgesehen von den Umständen, die heute in praxi die Applikation des Prinzips auf den konkreten Fall modifizieren, genau das, was die kirchliche und weltliche Gesetzgebung der Vorzeit, bis zum 16. Jahrhundert und darüber hinaus, als Wucher verbot und verhindern wollte. Gesellschaftlich oder sozial stehen die Tributpflichtigen heute oft hoch über den Tributempfängern. Freiherrn und Grafen, Minister und Generäle, ja selbst



regierende Fürsten, zahlen heute Zins, Steuer, Tribut an gesellschaftlich tief unter ihnen stehende, an simple Bürgerliche, und empfinden oftmals in höchst eigener Person die schmerzliche Wahrheit des alten Sprichwortes: „Borghard ist Lehnhards Knecht“. Grosse, mächtige Staaten zahlen alljährlich Hunderte von Millionen Zins oder Steuer an ihre eigenen Untertanen, und nicht selten wird den Staatsregierungen der Kopf heiss genug, wenn sie nicht wissen, wo sie das viele Geld hernehmen sollen, ratlos, wie man die Steuerschraube schärfer anziehen und neue Staatssteuern ausfindig machen könne. In hohen und höchsten Adels- sowie in Offizierskreisen, wo man, wenn man unter sich ist, gern etwas kräftige und ungeschminkte Ausdrücke gebraucht, nennt man denn auch heute noch den feinsten Bankier, und wäre er mehrfacher Zentimillionär und obendrein baronisiert, schlechtweg „Wucherer“, wie man die hohen und höheren Beamten, bis zum Staatsminister hinauf, etwas gar zu despektierlich „Federfuchser“ heisst<sup>1)</sup>.

<sup>1)</sup> Charakteristisch für altadelige konservative Gesinnung sagt in Zolas Roman „L'Argent“, ch. 4, die alte Gräfin Beauvilliers zu Saccard, — womit Bontoux, der Gründer der famosen Union Générale in Paris und der österreichischen Länderbank in Wien gemeint sein soll, bei welchen beiden Unternehmungen Hunderttausende von frommen Katholiken, klösterlichen Gesellschaften und Kirchen viele Millionen verloren haben, als sie helfen wollten, das Kapital zu „christianisieren“, — also die Frau Gräfin sagt: „Ich bin zu einem Schritt entschlossen, der mir bisher widerstrebt . . . Nie war mir der Gedanke in den Kopf gekommen, Geld arbeiten zu lassen und verzinslich anzulegen: altväterische Lebensansichten, Bedenken, die nachgerade für einfältig gelten, ich weiss es wohl. Aber man handelt nicht leicht den Anschauungen zuwider, die man mit der Muttermilch eingesogen hat . . . So bildete ich mir ein, nur vom Grossgrundbesitz dürften Leute unseres Standes leben . . . Leider ist es nicht viel mehr mit dem Grossgrundbesitz.“ — Aber, gnädige Frau, niemand lebt ja heutzutage vom Grossgrundbesitz . . . Das sog. Domanialvermögen der alten Zeit ist eine abgelebte Form des Reichtums, die jetzt jede Daseinsberechtigung eingebüsst hat. Sie verursachte geradezu eine Stockung und Stauung des Geldes . . . O, der Bodenbesitz! Er ist zu den alten Postkutschen gewandert. Mit einer Million Grundbesitz verhungert man, man lebt wie ein Fürst mit dem vierten Teile dieses Kapitals, wenn es in guten



In der Absicht, den Zins (Interessen) und die Produktivität oder Fruchtbarkeit des Kapitals als ganz selbstverständlich, natürlich und absolut berechtigt zu erweisen, beruft man sich mit Vorliebe auf den Rentenkauf, den die Kirche angeblich niemals beanstandet habe.

Der sog. Rentenkauf war aber auch schon in seinen ersten Anfängen, ein Abusus, wenn auch nicht sofort wucherlich. Er wurde dies aber von Jahrhundert zu Jahrhundert allmählich immer mehr. Darüber herrscht unter den Spezialforschern der Rechts- und Wirtschaftsgeschichte so gut wie völlige Einstimmigkeit. Siehe darüber die einschlägigen Schriften von Endemann, Neumann, Arnold, Funk, die Lehrbücher des Deutschen Privatrechts und der Deutschen Rechtsgeschichte, auch die besten Lehrbücher der Pandekten<sup>1)</sup>.

Auch Funk, dessen völlig verfehlte Schrift „Zins und Wucher“ noch in der neuesten Auflage des Freiburger Kirchenlexikons (XII, 1963) von dem Moraltheologen Prof. A. Koch als Hauptautorität wieder und wieder zitiert wird, äussert in der erheblich wertvolleren „Geschichte des kirchl. Zinsverbots“:

„Wurde mit dem Wucherbegriff Ernst gemacht, der von Tertullian, Ambrosius, Hieronymus und Augustinus

Geschäften zu 15, 20 ja 30 Prozent steckt.“ — Ich verstehe Sie nicht recht; wie gesagt, ich gehöre noch einer Zeit an, zu welcher solche Dinge wie etwas Schlechtes und Verbotenes erschreckten.“ — Am Schluss des 9. Kapitels heisst es: „Die Kurse der Banque Universelle waren auf 3000 gestiegen. Innere Wahrheit und Logik waren verschwunden, der Begriff des Wertes an sich war so verwirrt, dass ihm jeder Hintergrund abhanden kam.“

<sup>1)</sup> Z. B. Windscheid (2. A. 1869. II, 41. § 261. Anmerk. 1), der dort kurz und treffend sagt: „Das kanonische Recht verbietet auf Grund von Mos. II, 22, V. 25 usw. . . . alles Zinsnehmen (c. 14 qu. 4—6, tit. X. 5. 19. in VI<sup>o</sup> 5. 5, in Clem. 5. 5.) Dieses Verbot ist aber zuerst umgangen (Interessenforderung, Rentenkauf), sodann durch eine konstante, in Reichsgesetzen anerkannte Gewohnheit abgeschafft werden. Zu gleicher Zeit wurde die römische Zinsentheorie rezipiert.“ Ebenso Arn dts, Pandekten. 8. A. § 210, Dernburg, II<sup>3</sup>, 87. Baron, 7. Aufl. 1900, S. 70. 72.



aufgestellt worden (und ins kanonische Rechtsbuch übergegangen) war, sah man auf das Wesen der Sache und liess man sich in seinem Urteil nicht durch blosser Äusserlichkeiten bestimmen, so blieb für den Rentenkauf kein Platz übrig, und diese Auffassung war an sich unleugbar die richtigere. Die Stimmen der Theologen und Philosophen (die ihn verwarfen, teilweise bis zum Ende des 15. Jahrhunderts, z. B. der rühmlichst bekannte Magister Gerard Groot,) war nach dem Ausdruck Heinrichs von Gent in der Tat kompetenter als die der Juristen. Allein letzteren stand, wenn ihnen auch die Konsequenz der Theorie abging, die Macht des Lebens zur Seite. Der Rentenkauf war, als in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts die Frage nach seiner sittlichen Qualität erhoben wurde, schon eine sehr verbreitete Geschäftsform. Nicht bloss Laien, sondern auch Geistliche, nicht bloss bürgerliche Gemeinwesen, sondern auch Kirchen und Klöster machten von ihm häufigen Gebrauch, und es lag somit ein nicht geringes Interesse vor, ihn zu erhalten. — War das Mittelalter in der Zinsfrage im ganzen viel strenger als das Altertum, so zeigte es doch zugleich eine Nachsicht, die diesem unbekannt war (aber erst in der späteren Zeit, als es sittlich bergab ging und die Nachsicht geboten, weil notwendig und so auch berechtigt war. H.) Die Scholastik verliess allmählich die allgemeine und umfassende Definition, welche die Väter vom Wucher gaben . . . und zeigte sich geneigt, soweit es ihre Theorie ihr gestattete, den Bedürfnissen des Verkehrs entgegenzukommen. Ihr (neuer, sehr verengerter) Wucherbegriff bot ihr die Möglichkeit dar, das Zinsnehmen wenigstens unter besonderen Umständen zu gestatten, und dass der Boden des Zinsverbotes auf diese Weise durchlöchert wurde, rührte offenbar daher, dass dasselbe im Mittelalter strenger gehandhabt wurde als im Altertum. Solange das Zinsnehmen an den Laien überhaupt nicht bestraft wurde, lag kein Grund vor, seine Berechtigung für einzelne Fälle besonders nachzuweisen“ (S. 39 ff.). Auch der *Contractus*



*trinus* „ist für jeden Unbefangenen im Grunde nichts anderes als ein Zinsdarlehen. Er musste daher von jedem verworfen werden, der am Zinsverbote nicht auf das blossе Wort, sondern auf die Sache schaut, und wäre sicherlich nicht aufgekommen, wenn es sich bloss um theoretische Interessen gehandelt hätte. Allein bei den Fortschritten der materiellen Kultur war das Zinsverbot selbst um den Kredit gekommen“ (S. 58). Darin hat Funk, wie gesagt, wieder einmal ausnahmsweise ganz recht<sup>1)</sup>.

<sup>1)</sup> Ganz das Gleiche gilt von dem sog. *Teilviehvertrag* (*societas animalium*, italienisch „*socida*“, Viehleihe, Viehverstellung, französisch „*bail à cheptel*, *cheptel de fer*“, Eisernes Vieh, Immerrinder, Immerkühe). So heisst der Vertrag, in welchem der Pächter von Nutzvieh (im Mittelalter „*Capitale*“ genannt) sich verpflichtet, nach Ablauf der Pachtzeit eine gleiche Stückzahl Vieh, von gleicher Beschaffenheit oder gleichem Werte (*quantitas*), wie er empfangen, zurückzuliefern, sei es, dass dabei nur der Übergang der Gefahr oder zugleich der des Eigentums auf den Pächter beabsichtigt wird. Wegen der dadurch dem Verpächter gewährten Sicherheit hat sich schon früh das Rechtsspruchwort gebildet: „Eisern Vieh, das stirbt nie“. Der Vieh-Vertrag ist das ganze Mittelalter hindurch in Übung gewesen. Er war ebenfalls ein sehr beliebtes Mittel, das kirchliche Zinsverbot zu umgehen. Die mittelalterlichen Theologen, Kanonisten und auch die grössten Juristen erklärten mit Recht, wie jeden Vertrag, so auch den Teilviehvertrag nur unter der Bedingung für erlaubt, dass die *aequalitas justitiae*, s. *dati et accepti*, nicht verletzt werde, und dass bei jedem Gesellschaftsvertrag die „Gefahr“ von beiden Kontrahenten in gleicher Weise geteilt werde. „*Ubi non est periculi communicatio, ibi non est societas*“ (Baldus, *Consilia*. Francofurti, 1589. Vol. III, cons. 453, fol. 120.) „*Societas, in qua lucrum est commune, sed non periculum sortis, non est licita*“ (Paulus de Castro, *Consilia*, pars II, cons. 55. Francof. 1582). „*Toutes les convenances qui sont fêtes en tele manière que le créancier ne pot perdre, et si pot gaagner par le contrat, sont uzures*“ (Philippe de Beaumanoir, *Coutumes de Beauvoisis*. Nouv. édit par le comte Beugnot. Paris 1842. II, 482. — Warnkönig sagt davon: „Dass die *Coutumes de Beauvoisis* sowohl rücksichtlich ihres Inhalts als ihrer Redaktion für das gelungenste Rechtsbuch des Mittelalters erklärt werden muss, dürfte mit Laboulaye niemand, der sich mit demselben beschäftigt hat, in Abrede stellen“ (a. a. O. II. 49—51). Laboulaye nennt es „*infiniment supérieur au Miroir de Saxe ou au Miroir de Souabe*“.) —

Dieser Viehwucher ist in manchen Gegenden noch heute im Schwunge. Vergl. „Der Wucher auf dem Lande“ (Schriften des Vereins



„Quia transgressi sunt leges, mutaverunt jus!“ (Isaias, 24, 5). Die Gelehrten trifft kein Vorwurf. Es war ihr

für Sozialpolitik. Band 35. Leipzig 1887). Freiherr v. Cetto sagt daselbst (S. 93—95):

„Meistens wird das Vieh dem Bauer auf Borg in den Stall gestellt unter der Bedingung, seinerzeit den halben Nutzen dem Händler zu erstatten; auf diese Weise lässt sich leicht ein Gewinn von 70—90 Prozent ohne alle Mühe und Gefahr für den Händler erzielen . . . In Gegenden, wo es viel kleinere, arme Grundbesitzer gibt, hat der Händler (fast immer ein Jude) für solche Art von Geschäften ein um so leichteres Spiel, als der Bauer von jeher Naturalleistungen nicht so hoch angeschlagen hat als Bargeld, und die hohen Lasten des Viehleihgeschäftes deshalb leicht nimmt, ja sogar eine Wohltat darin erblickt, weil er Vieh erhält, ohne dafür zu zahlen.“ Besonders bemerkenswert sind die Angaben und Ausführungen des Abgeordneten Kaplan Dasbach über die Trierer Gegend (S. 166 ff.): „In vielen Dörfern gehörte mehr als die Hälfte des gesamten Viehbestandes den Bauern nur lehensweise. Ein einziger Mann hatte mehr als 50 Stück Vieh verliehen. Der Händler verzinst bei der Viehleihe sein Kapital fast zu 100 Prozent. — Wenn der Bauer eine Kuh zu Lehen hat, dann plagt er sich für den Eigentümer derselben, und auch wenn er sie auf Borg nimmt, gibt seine Abhängigkeit von seinem Gläubiger diesem vielfach Gelegenheit, den Mann auszubeuten. Eine Kuh, deren ganzer Nutzen dem Bauern zufließt, ist das erste Erfordernis dafür, dass sich der Mann ernähren und weiterkommen kann.“ — Vom Regierungsbezirk Kassel heisst es (S. 221): „Ausserordentlich verbreitet ist der Viehwucher, welcher sowohl als Viehkauf gleichwie als Viehleihwucher vorkommt.“ — Nach Quesnay gab es noch im 18. Jahrhundert in den grösseren Provinzialstädten Frankreichs „beaucoup de bourgeois intelligents (!) et aisés qui fournissent à titre de cheptel des bestiaux dans la campagne, soit aux paysans qui sont propriétaires, soit aux métayers des particuliers mal-aisés“ (Oeuvres, ed. Oncken. 1888. p. 295).

Siehe über diesen Vertrag ferner: Stobbe, Handb. d. deutschen Privatrechts. 1875. III, 266—268. Scholz in der Ztschr. f. deutsch. Recht. III, 149—157. Huck, ebenda V, 227—323. Ernst Eck in Holtzendorffs Rechtslexikon. 1880, I, 676. Richard Schröder, ebenda, III, 2. S. 1144. — Ferner Roberti Flamesburiensis, Summa de matrimonio et usuris. 1868 (zwischen 1206 und 1210 verfasst, nach Schulte, Gesch. der Quellen u. Literatur des kanon. Rechts. 1875. I, 208): „De bubus et ovibus et aliis jumentis, quae vulgus dicit *ferrea* vel *immortalia*, quae dantur ad census, vel ad medietatem, vel de aliis medietariis“ (De usuris, § 6).



Verhalten praktisch richtig, notwendig geworden infolge gesellschaftlicher Schuld.

Auch Max Neumann sagt ganz treffend: „Je grösser indes die Widersprüche (gegen das Wucherverbot), desto kühner wurden die Fiktionen.“ So suchte man auch den Rentenkauf theoretisch und prinzipiell zu rechtfertigen. Dennoch ist „nicht allein in der kanonistischen Literatur die Zahl der Stimmen gross, welche den Rentenkauf als wucherlich verurteilen, weil sie in ihm dasselbe Prinzip wie im Darlehen obwalten sehen, sondern sogar in der Praxis, und auch in der deutschen, offenbaren Kirchenbeschlüsse ganz klar, dass man sich seitens des Klerus durchaus nicht über die Natur des Rentenkaufs täuschte. Wer sollte auch nicht mit offenen Augen blind genannt werden müssen, wenn er mitten in der oben dargelegten Entwicklung des Rentenkaufes zum zinsbaren Darlehn lebte und gegen die tausendfältige zinsbare Kapitalanlage im Rentenkaufe das kanonische Wucherverbot unverletzt hielt!

„Aus den Entscheidungen der Päpste, durch welche schliesslich die Frage gelöst wurde, erhellt — und mit grösstem Nachdrucke wird es hervorgehoben — wie weit und tief sich der Rentenkauf im Verkehre nicht bloss der Laien, sondern ganz vornehmlich auch der Kleriker ausgebreitet hatte, wie Kirchen, Klöster und geistliche Stiftungen ihre Einkünfte ganz speziell aus dieser sicheren Quelle zu 7—10 Prozent bezogen. Zum ersten Male mit aller Stärke trat das Angesicht der Tatsache (um die Mitte des 15. Jahrhunderts) im Kapitalverkehre dem theoretischen Satze der Kirche entgegen, — und die Kirche wich zurück. Hätten die Päpste hier mit Nein entschieden: man liess entweder die Entscheidung unbeachtet und unbefolgt, oder in gewaltiger Explosion stürzten alle geordneten Besitzverhältnisse übereinander und begruben auch hier die Kirche in ihrem Falle. Beidemal war Ansehen und Vermögen der Kirche aufs Spiel gesetzt. Darum musste hier der Wuchergrundsatz ruhen, darum verwarfen die



Päpste die Fülle der kanonistischen Gegengründe und erlaubten den Rentenkauf . . . Dagegen bemühten die Päpste sich, die nicht zu verweigernde Erlaubnis möglichst fest zu begrenzen, um so wenigstens den Wuchergrundsätzen gerecht zu werden.“ So besonders Papst Pius V. in der Konstitution „Cum onus“. (Geschichte des Wuchers in Deutschland. 1865. S. 284 ff.)

Der treffliche Justus Möser sagt: „Es ist ein grosses Problem, warum die Religion so lange gegen alle Zinsen geeifert und das kanonische Recht solche durchaus verboten hat. Allein, wenn man die Sache aus dem Gesichtspunkte betrachtet, dass man dafür, so wie der Erfolg gewiesen, den Rentenkauf hat begünstigen wollen, so muss man gewiss die höhere Weisheit bewundern“ (Patriot. Phantasien. II, 99. S. W. herausg. von Abeken, 1858. 2. Teil).

Den Schlüssel zur Lösung des wahrhaft „grossen Problems“ bietet die Arbeitswerttheorie und die Marxsche Kapitalkritik. Der Rentenkauf hat gegenüber dem Darlehnszins freilich grosse Vorzüge, aber die Kirche hat ihn nicht „begünstigen“ wollen, sondern sie hat ihn nur nicht verhindern können. Weiss meint, die Kirche habe die Berechtigung der Zinsforderung für das Kapital nie in Zweifel gezogen.

„Das zeigt ihre Lehre über den Renten- und Giltenkauf. Manche haben diesen allerdings als verdeckten Wucher betrachtet oder als ein Mittel, um die unbequeme Zins- und Wucherlehre zu umgehen. Aber das beruht auf Mangel an Einsicht in den Sinn dieses Geschäftes, dessen Verständnis allerdings seine Schwierigkeiten hat“ (Soz. Fr. II<sup>4</sup>, 833).

Richtig ist, dass das Verständnis dieses Geschäftes seine Schwierigkeit hat, und ebenso hat Gerber, auf den er sich beruft, recht, wenn er sagt: „Der Rentenkauf ist nicht, wie man früher sehr allgemein annahm, ein zur Umgehung der kanonischen Zinsverbote erfundenes Geschäft, ein *mutuum palliatum*, sondern er ruht auf einer tieferen Grundlage. Wohl aber haben diese Verbote den



häufigen Gebrauch des Geschäfts gefördert und lange erhalten.“ (In Frankreich bis zur Revolution von 1789. Vgl. Warnkönig-Stein, Französ. Staats- u. Rechtsgesch. 1846, II, 585 ff.) Aber Weiss übersieht und vergisst, dass Gerber zwei Seiten weiter bemerkt: „Der Rentenkauf hat nicht immer denselben Charakter gehabt, sondern mehrere Perioden seiner Entwicklung durchlaufen, wie dies schon Albrecht und neuerdings Arnold und Pauli nachgewiesen haben. In seiner ersten Periode war er in das Geschäft einer Erbleihe des belasteten Grundstückes eingehüllt, welche ein ähnliches Verhältnis wie das zwischen Gutsherrn (Seigneur) und zinspflichtigen Hintersassen hervorbrachte . . . In seiner späteren Ausbildung hat sich der Rentenkauf von der Verbindung mit der oblatio zur Erbleihe frei gemacht und erscheint als eine einfache Reallast“ (System des Deutschen Privatrechts. 12. Aufl. 1875. S. 506. 508). Der Zinskauf (emptio censuum) ging zunächst über in den Renten- oder Gültkauf (e. reddituum annuorum), der ältere Rentenkauf in die neuere Gült, diese endlich in das moderne hypothekarische Darlehn. (Vgl. Andreas Heusler, Institutionen des deutschen Privatrechts. 1885. I, 354 – 358 und Arnold, Zur Gesch. d. Eigentums. S. 8 ff. 34. 55 ff. 258—261. 290—297.)

Der Zins- und Rentenkauf war von Anfang an nicht der Rechtsidee entsprechend, aber man kann nicht sagen, dass er sofort wucherlich war, auch nicht, dass er erfunden sei, in der klar bewussten Absicht, die Zinsverbote zu umgehen. Subjektiv ist auch heute das Zinsdarlehen nicht wucherlich, wohl aber objektiv. Die unvernünftigsten Dinge der Welt werden ganz vernünftig infolge der Unordnung der Menschen, sagt Pascal; und im Sachsen-spiegel (III, 42) heisst es: Von Gott kommt, was von Recht auf Erden ist; und mag auch noch so viel Unrecht für Recht gehalten werden, es kommt nicht von Gott, sondern von unrechter Gewalt. Der Darlehnszins ist nur die nacktste Form des Wuchers, alle „fruchtbringenden Verträge“ sind



prinzipiell ebenfalls Wucher, erlaubter Wucher.<sup>1)</sup> Weiss wird von der löblichen und richtigen Absicht geleitet, die

<sup>1)</sup> Luther, mit dem natürlichen, gesunden Menschenverstande, der ihn auszeichnet überall da, wo die Leidenschaft ihn nicht blind macht, sagt: „Im Zinskauf wird nur Sicherheit, Geiz und Wucher gesucht. — Also hat sich die Welt gebessert, was vorzeiten hiess leihen, das ist darnach in einen Zinskauf verwandelt. In demselben ein hübscher Schein und Gleissen ist, wie man ohne Sünd ander Leut beschweren, und ohne Sorge oder Mühe reich werden muge . . . Wiewohl derselb Zinskauf nu ist bestätigt, als ein ziemlicher und zugelassener Handel, so ist er doch hässig und feindselig aus vielen Ursachen: . . . Zum vierten: Muss das jedermann bekennen, dass dieser Kauf, er sei Wucher oder nit, so tut er doch eben dasselb Werk, das der Wucher tut; das ist, dass er alle Land, Städt, Herrn, Volk beschweret, aussaugt und in Verderben bringt: wie wir das sehen öffentlich in vielen Städten und Fürstentumen, wilchs kein Wucher hätt mocht vollbringen. Nu hat der Herr gelehret (Matth. 7, 16. 20) nit die Frucht aus den Baumen, sondern die Baum aus den Früchten zu erkennen; so ist's mir unmöglich, dass ich dich soll achten einen süssen Feigenbaum, wann du nit anders dann scharfe Dorn trägst, und will sich mit mir nit reimen, dass der Zinskauf solcher Weis billig sei, davon Land und Leut verderben . . . Wohlan, lasst uns dichten, träumen, oder mit Gewalt denken, dieser Kauf sei dermassen billig, wie er jetzt geht; dennoch ist er würdig, dass Papst, Bischof, Kaiser, Fürsten und jedermann dazu tun, dass er aufgehoben werde, und jeglicher schuldig, wer ihm wehren mag, dass ers tu, umb seiner bösen, verdampften Frucht willen, die die ganze Welt beschweret und verderbet . . . Summa, ich acht, der Zinskauf sei nit Wucher; mich dunkt aber, sein Art sei, dass ihm leid ist, dass er nit muss ein Wucher sein: es gebriecht am Willen nit, er muss leider frumm sein“ (Sämtl. Werke. Frankfurt 1877. Bd. 16. Grosser Sermon vom Wucher, 1519. S. 99 ff. Kleiner S. v. W. S. 117). — Die hier ausgesprochenen Gedanken sind nicht neu und originell, sondern lange vor Luther oftmals ausgesprochen, besonders ausführlich von Heinrich von Langenstein. Originell ist nur die unvergleichlich schöne, packende, populäre Form, in der es gesagt wird, wie denn Luther überhaupt ein Meister der volkstümlichen Sprache war wie kein Deutscher vor ihm oder nach ihm; in dieser einen Hinsicht ist er wirklich der „grösste Deutsche“. Über Luthers „Sprachgewalt“ vgl. Janssen, II<sup>18</sup>, 215 f. — Was Langenstein, gewöhnlich Henricus de Hassia genannt, (er war in dem Dorfe Langenstein, in der Nähe von Marburg gebürtig, und entstammte wahrscheinlich dem nach diesem Orte sich nennenden adeligen Geschlechte von Langenstein, und lebte von 1325—1397, betrifft), so vergl. seinen

W. Hohoff.

7



Lehre der Kirche zu verteidigen, aber er tut es in wissenschaftlich unhaltbarer und falscher Weise. Der Rentenkauf ist eine der hauptsächlichsten Mitursachen der Reformation und des schrecklichen Bauernkrieges. „Jedes ohne Reduktion fortgesetzte Rentsystem schafft erst ein Volk von trägen, dummen Rentnern und Bettlern und endigt doch in nur zu spätem Bankerotte“, schreibt der grosse, geniale Geschichtschreiber und Staatsmann Niebuhr (Röm. Gesch. I, 481). Das wusste und sagte auch schon Plato (Staat, VIII, c. 10; c. 15. Gesetze V, 12). Deshalb haben die grossen Ordensstifter stets für ihre Ordensgemeinschaften alles Renteneinkommen verboten. Schon der hl. Benedikt sagt in der Regel, die er seinem Orden gegeben: „Der Müssiggang ist ein Feind der Seele, deshalb müssen die Brüder zu festgesetzten Zeiten sich mit Handarbeit beschäftigen; . . . dann sind sie wahre Mönche, wenn sie, wie auch unsere Väter und die Apostel, von der Arbeit ihrer Hände leben.“<sup>1)</sup> — Auch die sog. Bettelorden schliessen die Arbeit nicht aus, sondern

---

„Tractatus de contractibus“, ca. 1390, besonders Pars II, cap. 3. Unseres Wissens ist die Abhandlung nur einmal gedruckt worden, nämlich als Anhang zu der ersten Gesamtausgabe von Gersons Werken (Köln 1484. Tom. IV. 185—224a.). Vgl. über ihn unseren Artikel in den Christl.-sozialen Blättern, 1875, Nr. 42 und 52. Aschbach, Gesch. der Wiener Universität. 1865. S. 30 ff. 356—402; auch Janssen, Gesch. I<sup>1</sup>, 399 ff. — In Wien finden sich viele gute Handschriften des Traktates, darunter auch das Originalmanuskript des Verfassers.

<sup>1)</sup> Regula S. Benedicti, c. 48: „tunc vere monachi sunt, si labore manuum suarum vivunt, sicut et patres nostri et apostoli.“ — Über die älteste christliche Zeit und besonders über *Basilius*, *Augustinus* und *Hieronymus* vergl. Sommerladt, Das Wirtschaftsprogramm der Kirche des M.-A. 1903 (Inhaltsverzeichnis sub voce *Arbeit*), speziell über Augustinus: S. 200 ff.; ferner Dr. Ignaz Seipel, Die wirtschaftsethischen Lehren der Kirchenväter. 1907. S. 123 ff., beide reich an sorgfältigen und genauen Zitaten aus den Quellen, wenn auch nicht ganz objektiv und unbefangen in der eigenen Interpretation des gesammelten Materials. Dasselbe gilt von Brentano, Ethik u. Volkswirtschaft 1901. 2. Aufl. 1902, und Die wirtschaftl. Lehren des christl. Altertums. 1902.



verpflichten ihre Mitglieder nachdrücklich dazu; nur im Notfall sollen sie Almosen erbitten.

Von dem „liebvollsten und liebenswürdigsten aller Mönche, dem wundersamen Heiligen von Assisi“, Franziskus, und von der heil. Klara ist das hinlänglich bekannt<sup>1)</sup>. Das Testament des hl. Franziskus von Assisi verkündet es laut, wie sehr er selbst die Arbeit schätzte, und wie sehr er von seinen Jüngern forderte, dass sie der Arbeit mit Liebe zugetan seien: „Ich arbeitete“, so lauten die Worte des Heiligen, „mit meinen Händen; und ich will die Arbeit, und will entschieden, dass alle meine Brüder arbeiten auf ehrbarem Arbeitsgebiete. Diejenigen, welche nicht zu arbeiten verstehen, sollen es lernen, nicht aus Begierde nach Arbeitslohn, sondern um des guten Beispiels willen und zur Vermeidung des Müssiggangs. Und wenn uns kein Arbeitslohn zuteil wird, dann nehmen wir unsere Zuflucht zum Tische des Herrn, indem wir von Tür zu Tür Almosen erbitten“<sup>2)</sup>. Alle Brüder, die arbeiten können, sollen arbeiten und das Handwerk ausüben, welches sie gelernt haben, wenn es nicht gegen das Heil ihrer Seele ist und sie es anständig treiben können<sup>3)</sup>.

Von den Dominikanern sagt der gründliche Forscher Heinrich Denifle: „Die früheren Orden besaßen fast ausnahmslos Vorschriften über die Händearbeit, selbst der Orden der regulierten Chorherrn, in deren Statuten ja viele Bestimmungen aus den Regeln der Mönchsorden übergegangen sind.“<sup>4)</sup> Der Grundgedanke in der klöster-

<sup>1)</sup> Vgl. Sabatier, Vie de St. François, 31. Ed. p. 138 ss. 179 ss. und Jörgensen, Der hl. Franz v. Assisi. 1908. S. 248 ff. 336 ff.

<sup>2)</sup> S. Francisci Opusc. ed. Wadding. 1635. p. 102.

<sup>3)</sup> Regel 1221 c. VII: . . . Nam ait propheta (Psalm. 127, 2) „Labores manuum tuarum quia manducabis, beatus es et bene tibi erit“, et apostolus: „Qui non vult laborare, non manducet“. Et unusquisque in eadem arte et officio in quo vocatus est, permaneat. S. auch F. Glaser, Die Franziskanische Bewegung. 1903. S. 50 ff.

<sup>4)</sup> Die für die späteren Mönchsorden des Okzidents grundlegende Regel des hl. Benedikt bestimmt in c. 48 (De opere manuum quotidiano): „Otiositas inimica est animae. Et ideo certis temporibus occupari



lichen Händearbeit lag einmal darin, mittels derselben den Müßiggang zu vermeiden; dann aber, und dies war eine Hauptsache, den Unterhalt für die Kommunität zu erwerben. Mit dem Zwecke des Dominikanerordens war die Händearbeit unvereinbar. Für die Dominikaner gab es ja eigentlich nur eine Arbeit, nämlich die Beschäftigung mit dem Seelenheile der andern. Vor dieser musste jede andere weichen und zurücktreten, mithin auch die Händearbeit, die ja völlig zwecklos wurde und, anstatt ein Mittel zu sein, nur ein Hindernis geworden wäre. Darum bestimmte der hl. Dominikus, die Brüder sollten ihre Zeit bloss der lectio (Studium), dem Gebete und der Predigt weihen und sich sonst in nichts Zeitliches und Häusliches mischen. Erkannte er deshalb einen Bruder zum Predigtamte tauglich, so wollte er nicht, dass demselben ein anderes Amt auferlegt würde. Auf dem Kapitel zu Bologna im J. 1220 schlug er sogar vor, die *Conversi illiterati* sollten den *Fratres litterati* in der Verwaltung des Hauswesens vorstehen, damit sich letztere um so eifriger mit dem Predigtamt beschäftigen könnten. Es war daher nur Konsequenz, wenn Dominikus und seine Genossen den Beschluss fassten, auf jeglichen Besitz zu verzichten, um so aller irdischen Sorge bar, desto besser ihre Kräfte und ihre Zeit dem Predigtamte widmen zu können, was vollends und in jeder Weise erst auf dem eben genannten Kapitel zu Bologna geschah“ (Archiv für Kirchengesch. I, 180 ff.). Auch auf alle Renten leistete man Verzicht. Jordanus, der zweite Dominikaner-General, sagt von dem Generalkapitel zu Bologna 1220, auf dem er zugegen war: „Tunc ordinatum est, ne possessiones vel *reditus* de cetero tenerent

debent fratres in labore manuum, certis iterum horis in lectione divina.“ Die Konstitutionen der Prämonstratenser enthalten viele Bestimmungen über die Händearbeit, und nur die Kranken und welche sonst beschäftigt waren, z. B. die *scriptores*, waren davon dispensiert. Bei Martène, *De antiquis ecclesiae ritibus*. III, p. 898 f. (Antverpiae 1737). Nur die Folio-, nicht die Quartausgabe enthält die ursprüngliche Form der Regel.



fratres nostri, sed et iis renuntiarent, quos habuerant in partibus Tholosanis“ (Vita S. Dominici in Acta SS. August. T. I. p. 554 ff. u. Gerards Chron. bei Mamachi, Annal. Ord. Praed. App. p. 301; Quétif-Echard, Scriptorum Ordinis Praed. I, p. 20).

Von den Zisterziensern sagt Sommerladt: „Die Zisterzienserregel untersagt, Renten ohne Arbeit zu ziehen (Manrique, Annales Cisterc. I, 191 f.) und gebietet einen Lebenserwerb durch Ackerbau und Viehzucht, Wald-, Wiesen- und Weinkultur“ (Jahrb. für N.-Ökon. 1894. Bd. 7 (62.) S. 663). Von den Benediktinern sagt Inama-Sternegg: „Der Löwenanteil an der Kolonisation der deutschen Gebiete während der Karolingerzeit dürfte der Kirche, vorab den zahlreich emporkommenden Klöstern dieser Zeit zufallen. Schon die Gründung der Klöster war in den meisten Fällen ein Akt der Kolonisation, und es gewinnt den Anschein, als ob die Wirtschaft der Klöster in der ältesten Zeit grundsätzlich auf Rodung und Bebauung wüster Strecken gestellt gewesen wäre. Das hängt gewiss ebenso sehr mit den ältesten Ordensregeln, besonders der Regel des hl. Benedikt zusammen, welche die Mönche anhielt, durch eigene Arbeit sich ihren Unterhalt zu verdienen, wie mit der Art der Gründung durch Könige, Fürsten und weltliche Grosse, deren eigenstes Interesse an der Kolonisation die Schenkung grösserer unbebauter Gebiete an die jungen Klöster nahe legte. — Schon die Ordensregel und mehr noch die bisherige Gewöhnung hiess die Mönche selbst Hand anlegen an Wald und Wildnis, um sie für Zwecke der Kultur zurecht zu stellen, und auch an der ausführenden Arbeit des Salguts nahm die vielköpfige Person des Herrn (die Ordensleute) den hauptsächlichsten Anteil“ (Deutsche Wirtschafts-geschichte, I, 213. 359 f.). Der hl. Bonifatius (Ep. 79. S. 220) schreibt im Jahre 744 an Papst Zacharias aus Anlass der Gründung des Klosters Fulda: „Es liegt ein waldiger Ort in weit ausgedehnter wüster Öde inmitten der Völker, denen wir predigen; an diesem Orte haben



wir ein Kloster errichtet und Mönche dorthin gesetzt, die nach der Regel des hl. Benedikt leben, Männer von strenger Enthaltbarkeit, die weder Fleisch noch Wein noch sonstiges berauschendes Getränk geniessen, die ohne Unterstützung von Knechten durch ihrer eigenen Hände Arbeit Genüge finden<sup>1)</sup>. — Die Stifterin der Genossenschaft der Armen Schwestern vom hl. Franziskus, die letzte, von der wir in dieser Hinsicht Kenntnis haben, hat in die Konstitutionen ihres Ordens ebenfalls die Bestimmung aufgenommen, wonach nicht nur den Einzelnen, sondern auch der Genossenschaft strenge untersagt wird, Vermögen verzinslich anzulegen, um davon zu leben und dadurch den Unterhalt zu sichern, sei es aus dem Ertrage

<sup>1)</sup> Vita S. Bonifatii, c. 12: „Monasterium construentes monachos constituimus sub regula S. P. Benedicti viventes, viros strictae observantiae, absque carne et vino et servis, propria manuum suarum labore contentos.“ — Vergl. auch Arndts Übersetzung der Vita Sturmii, Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit. XIII, 86. 89. 90; und Theo Sommerladt, Die wirtschaftl. Tätigkeit der Kirche in Deutschland. 1900. I, 274 f., 295. — Vita s. Egidii abbat. Fuld. (Mabillon IV, I, p. 248) c. 16: „Ut ipsa monasterii ministeria per fratres ordinentur, id est pistrinum, hortus, braciarium, coquina, agricultura et cetera ministeria sicut apud decessores nostros fuerunt: quia devotius et dignius per fratres omne exercebitur officium, quam per laicum aut servum malevolum.“ — Regula monach. 817 (Mon. Germ. L. L. I, 201), c. 4: „Ut in coquina et in ceteris artium officinis propriis operentur manibus et vestimenta sua opportuno tempore lavent.“ — c. 17: „Ut si necessitas fuerit eos occupari in fruges colligendo aut in alia opera non murmurent.“ — Eine Humiliaten-Chronik rühmt von den Brüdern dieses Ordens, dass sie nicht von frommen Spenden lebten, sondern mit ihrer Hände Arbeit sich ihren Lebensunterhalt verdienten. Insbesondere wird ihre Berufung nach Florenz damit motiviert: „quod de labore manuum suarum vivant, non petentes eleemosynas, sed dantes eas indigentibus affluenter“ (Tiraboschi, Veteris Humiliatorum ordinis monumenta. I, 156 f.). — Giesebrecht sagt vom heil. Romuald, dem intimen Freunde Kaisers Otto III.: „Der heilige Mann und seine Gefährten waren ausser Andachtsübungen emsig mit Handarbeiten beschäftigt; denn obschon sie meist von vornehmem Geschlecht und reich begütert waren, wollten sie doch nur selbst erarbeitetes Brot essen“ (Gesch. d. deutsch. Kaiserzeit. I<sup>4</sup>, 749. Vita s. Romualdi. c. 30).



von Immobilien, sei es aus den Zinsen von Kapitalien (P. Ignatius Jeiler, Die gotts. Mutter Franziska Schervier. 2. Aufl. 1897. S. 173. 189 f.).

Es gibt aber nicht zweierlei, verschiedene Ideale, sondern nur ein Ideal, das für alle Menschen ohne Ausnahme das gleiche ist; verschieden ist nur die Art und Weise, es anzustreben, es zu verwirklichen, und der Grad der Vollkommenheit, in welchem man sich ihm annähern kann. Die Erfindung von zwei ganz verschiedenen Idealen, einem, das Geltung hätte, wenn der Sündenfall nicht eingetreten wäre, und einem für die gefallene Menschheit, einem Ideal für die Ordensleute und einem anderen für die Laienwelt, ist auch bloss eine Fiktion, ein Notbehelf, eine falsche Ausflucht, die in der Zeit des sittlichen und sozialen Niedergangs seit dem 14. Jahrhundert ausgeheckt wurde. Da man die Hoffnung aufgab, hier auf Erden das eine wahre Ideal jemals in nennenswerter Weise realisieren zu können, nahm man seine Zuflucht zu einem ideallosen, zum Schatten abgeblassten neuen „Ideal“, und liess das wirkliche Ideal höchstens nur noch für die Wenigen bestehen, die das Gelübde der Vollkommenheit abgelegt haben.

Der katholische Pfarrer Dr. phil. Joseph Dippel sagt: „Das Recht des Arbeiters auf den Ertrag oder die Frucht der eigenen Arbeit wieder betont und in den Vordergrund gestellt zu haben, ist nach unserer innigsten Überzeugung das grosse Verdienst Lassalles (in unvergleichlich höherem Grade das von Marx, den der Verfasser offenbar damals noch nicht kannte), welcher schreibt: „Was der Sozialismus will, ist nicht das Eigentum aufheben, sondern im Gegenteil individuelles Eigentum, auf die Arbeit gegründetes Eigentum erst einführen. Und wenn wir nun auch von dem einmal entstandenen Kapitaleigentum, als in rechtlicher Uebereinstimmung mit den — wie wenig rechtlich auch diese selbst sein mochten — bestehenden Zuständen



entstanden, absèhen wollen, so haben wir doch jedenfalls das unbestreitbarste Recht, das noch ungewordene Eigentum der Zukunft durch eine andere Gestaltung der Produktion zum Arbeitseigentume zu gestalten.“ — Dr. Dippel fährt fort: „Das Kapital wurde bisher allgemein als „aufgehäufter Arbeit“ definiert. Diese Definition ist indes nicht ganz genau, wie Lassalle aufgezeigt hat, der da sagt: Freilich entsteht das Kapital aus aufgehäufter Arbeit, aber nicht eigener, sondern fremder Arbeit. Einer der hervorragendsten katholischen Politiker, Dr. Joerg, gibt ihm (Lassalle) hierin Recht, wenn er schreibt: „Nichts kann klarer sein als dieser Ursprung des Kapitals aus aufgehäufter **fremder** Arbeit. Davon hängt aber in der theoretischen Entwicklung der Volkswirtschaft alles Weitere ab. Versetzen wir uns mit dem genialen Denker (Lassalle) nur noch einmal an den historischen Anfang der modernen Kapitalbildung. Die damals mit einem Schlage rechtlich für frei erklärten Leibeigenen, Hörigen, Zunftgesellen und Lehrlinge oder ihre Vorfahren hatten Jahrhunderte hindurch für die Bevorrechteten aller Art die vorgetane Arbeit verrichtet, und befanden sich jetzt rechtlich frei und faktisch mittellos den in den Händen der Besitzenden aufgehäuften Kapitalien gegenüber. Da sie das nicht hatten, was man braucht, ehe man irgend eine Arbeit beginnen kann, was blieb und bleibt ihnen übrig, als trotz der freien Konkurrenz das Leben für des Lebens Notdurft zu verkaufen? Mit anderen Worten: sie müssen bei den Unternehmern, welche mit den durch ihre eigene tausendjährige Arbeit hervorbrachten Kapitalien ausgerüstet sind, Arbeit suchen und zwar zu einem Lohne, der den volksüblichen notwendigen Lebensunterhalt nie übersteigt“<sup>1)</sup>. Und so ist es denn in der Tat mehr als ein blosses Wortspiel, wenn Lassalle einmal sagt: Das Eigentum ist Fremdtum geworden. Denn die menschliche Arbeitskraft und ihre immer steigende Ergiebigkeit wird durch das Kapital in das Privateigentum

<sup>1)</sup> Joerg, Gesch. der sozialpolit. Parteien. S. 163.



anderer gebracht. Sonach besteht das Wesen des modernen Kapitals zuletzt in dem Wucher mit der Arbeitskraft der Nichtvermögenden als einer Sache. Diesem Wucher muss Einhalt getan werden durch eine bessere Verteilung des Produktionsertrages, darin sind alle einig, die es ehrlich mit dem Arbeiterstande meinen. Wenn es aber auf die Frage ankommt, wer Einhalt tun soll oder wie die Verteilung vollzogen werden soll, so gehen die Ansichten der Sozialpolitiker auseinander<sup>1)</sup>.

Nach dem „Univers“ vom 17. September 1877 soll unter dem Beifallsjubel der Versammlung ein sozialistischer Redner auf dem Genter Kongress ausgerufen haben: Man muss das Kapital vernichten, um aber das Kapital vernichten zu können, muss man vorher den Priester treffen.“

Wenn man hüben und drüben wüsste, was Kapital in Wahrheit ist, was in Wahrheit Marx und die Kirche lehrt, so wäre eine Verständigung leicht möglich, ja selbstverständlich und geboten. So aber führt man vielleicht demnächst einen Kampf auf Leben und Tod gegen einander — aus Unwissenheit und Missverständnis.

Die Quintessenz der ganzen kirchlichen Wucherlehre und der Fundamentalsatz, der den kirchlichen Wucher verboten zugrunde liegt, ist die Wahrheit, dass Geld kein Geld erzeugen kann, pecunia pecuniam parere non potest, statt dessen wir, wie früher schon anderwärts von uns gezeigt worden, auch setzen können: Wert kann keinen Wert erzeugen, valor valorem parere non potest<sup>2)</sup>.

In der kirchenfeindlichen Neuzeit lange verhöhnt, geleugnet und verspottet, ist dieser Satz in unseren Tagen von der ökonomischen Wissenschaft zur vollsten Evidenz gebracht, gründlich bewiesen und nachdrücklichst bestätigt worden. Kapital aber ist „geldheckendes Geld“, „wertheckender Wert“, also gerade die irrationelle Erscheinung, welche die Kirche durch ihr Zinsverbot verhindern wollte.

<sup>1)</sup> Dippel, Christl. Gesellschaftslehre. 1873. S. 324. 353 f.

<sup>2)</sup> Mtsschr. f. S.-Reform. 1893. S. 479, und oben S. 29.



Wenn nun gleichfalls in unseren Tagen Toren oder Schwindler, à la Bontoux und Langrand-Dumonceaux, den wahnwitzigen Versuch geplant haben, das Kapital „katholisieren“ oder „christianisieren“ zu wollen, so war das der Gipfel des Blödsinns und der Unvernunft. Und wenn kirchlich gesinnte Gelehrte sich zu Champions und Apologeten des Kapitals aufwerfen, so wissen sie einfach nicht, was sie tun.

Der Löwener Ökonomist Périn nennt gar das Kapital *„l'expression matérielle de la vertu d'un peuple“* ! Er schreibt: „Es gibt keine Gütererzeugung ohne Kapital. Im Kapital fasst sich der ganze Reichtum und die ganze materielle Macht einer Gesellschaft zusammen; das Kapital aber wurzelt auf dem Boden der sittlichen Ordnung. In der sittlichen Ordnung, in der Tugend der Selbstenthaltung, die wir durch das Christentum haben, und ohne die Sparsamkeit etwas Unmögliches wäre, ruht jene Kraft, durch welche man Kapitalien erzeugt und bewahrt . . . Man hat nicht ohne Grund gesagt, das Kapital sei der materielle Ausdruck für die Tugend eines Volkes. Die Höhe des sittlichen Ernstes bei einem Volke lässt sich, wie nach der Arbeit, so auch nach dem Kapitale bemessen usw.“<sup>1)</sup>

Es ist nicht wohl möglich, die historische und ökonomische Wahrheit gründlicher zu verkennen und ärger misszuverstehen! In Wirklichkeit könnte man viel eher gerade umgekehrt das Kapital als den Ausdruck des Materialismus eines Volkes betrachten.

Materialismus und Kapitalismus sind in Italien infolge der „Renaissance“, in England und Holland nach der „Reformation“, in Frankreich vor und nach der Revolution des 18. Jahrhunderts geboren und zur Blüte gelangt. Wären die unkirchlichen und kirchenfeindlichen Kapitalisten um ebensoviel reicher an Tugend, als ihr Kapitalbesitz den Besitz der kirchlichgesinnten Katholiken übertrifft, so wäre in der Tat über den Katholizismus der Stab gebrochen! Wo noch am meisten katholische Religion herrscht, gerade da gibt es am wenigsten „Kapital“, wie z. B. in Tirol. Dort „kommt das Kapital nicht zu seinem Recht“, „dort „frisst die Arbeit das Kapital auf“ — so

<sup>1)</sup> Périn, Über den Reichtum. 1866. I. 254. 255. 259.



klagen die protestantischen und liberalen Reisenden, welche längere Zeit in Tirol sich aufhielten. Dort leistet, nach ihrer Ansicht, der Arbeiter zu wenig und erhält zu viel, es geht ihm zu gut, er ist kein Arbeitssklave, der sich knapp satt essen kann, sondern er hat gesunde, kräftige Nahrung im Überflusse, viele Feiertage und Mussezeit. „Dort ist die Erde weniger ein Jammertal als irgend sonstwo“<sup>1)</sup>.

Wie allseitig anerkannt, ist keine Nation der katholischen Religion treuer ergeben geblieben als die irische. Falls aber grosser Kapitalbesitz eine Wirkung und ein Beweis christlicher Gesinnung und christlicher Tugend wäre, dann hätten die kapitalreichen englischen Geldprotzen ganz recht, die voll Geringschätzung und Verachtung auf die kapitalarmen Irländer herabsehen und in pharisäischem Hochmut sich einbilden, sie seien den Iren ebenso sehr an Tugend und echtem Christentum überlegen wie an Kapitalbesitz.

In Baden hat der einzelne Katholik durchschnittlich nicht die Hälfte des Kapitalbesitzes eines Protestanten, während auf einen Israeliten dreizehnmal so viel Kapitalbesitz kommt, wie auf einen Katholiken<sup>2)</sup>.

Hat Périn recht, so stehen unzweifelhaft die Juden auf der höchsten Höhe der „Tugend“ und des „sittlichen Ernstes“<sup>3)</sup>.

<sup>1)</sup> L. Steub, Aus Tirol. Stuttgart 1880. S. 270. 305. Vergl. auch E. v. Hartwig, Briefe aus Tirol. 1846. S. 538—542.

<sup>2)</sup> Germania, 18. September 1902. Nr. 216, 1. Bl. 2. Seite.

<sup>3)</sup> Das Organ des Grafen de Mun, „L'Association catholique“, sagte witzig von Périn: Prenez un économiste libéral et, à toutes les pages, ajoutez un acte de foi catholique, vous aurez son livre d'économie chrétienne.“ So ist es wirklich: — Devas schreibt: Die meisten Ökonomen der sog. ethischen Schule haben geirrt, building with the unsound materials of ‚orthodox Political Economy‘, and trying to make them safe by a coating of Christian plaster; so to a certain degree the meritorious economist Charles Périn, whose work entitled *De la richesse* (1861), though with great want of logical accuracy and though containing much débris of economical liberalism has also many



Jeder Streit beruht auf Missverständnis. Wenn die Parteien sich verstünden, würde er zu Ende sein. Kein Mensch will im Grunde Ungerechtigkeit, er kämpft immer für ein unklares, verzerrtes Bild irgend eines Rechtes, ein undeutliches Bild, das in der wunderbarsten Weise durch natürliche Selbstsucht bis zur Unkenntlichkeit entstellt sein kann, zehnfach entstellt in der Erbitterung des Streites, und doch ist es noch das Abbild eines Rechtes. Könnte ein Mensch sich eingestehen, dass die Sache, für die er kämpft, falsch sei, dem Gesetz der Vernunft entgegen, so würde er auch damit eingestehen, dass sie verurteilt und hoffnungslos sei; er könnte nicht länger für sie kämpfen<sup>1)</sup>.

Der protestantische Theologe Dr. E. F. Wyneken sagt sehr wahr: „Was werden wird zu wissen, ist dem Menschen verborgen, aber das ist offenbar, dass nur zwei wahrhaft internationale Strömungen die Welt durchziehen, der Katholizismus und der Sozialismus. Keine von beiden beherrscht die Welt, aber was gegenwärtig die Welt völkerrechtlich beherrscht, das ist auch hier (auf sozialem Gebiete) — die Anarchie, und alle bisherigen Versuche vom Boden des nationalen Protestantismus aus, derselben zu steuern, haben ein klägliches Ende genommen vom Westfälischen Frieden bis zur „Heiligen Allianz“. —

„Der Sozialismus ist neben dem Katholizismus die einzige wahrhaft internationale Strömung. Wie, wenn demaleinst beide sich verbänden! Wer sich des wirtschaftlichen Systems im Mittelalter erinnert, wird sofort begreifen, dass in der wirtschaftlichen Idee des Sozialismus kein Moment liegt, das nicht der Auffassung der katholischen Kirche auf mehr als halbem Wege entgegenkommt.

---

admirable discussions, notably on population“ (Groundwork of Economics 1883, p. 79. 81). Wie ein blindes Huhn zuweilen doch einmal ein Körnlein findet, so hat Devas hier ausnahmsweise den Nagel auf den Kopf getroffen. Was er aber von Périn sagt, gilt Wort für Wort auch von ihm; nur dass wir bei ihm uns nicht erinnern, auch nur eine einzige admirable Erörterung gefunden zu haben.

<sup>1)</sup> Carlyle, Chartism, Ch. 1.



... Und andererseits liegt in der Idee des Sozialismus nichts, was ihm ein solches Bündnis mit der katholischen Kirche unmöglich machte, denn der gegenwärtig mit ihm vorherrschend verbundene Atheismus ist ihm nicht wesentlich“<sup>1)</sup>.

P. Robert von Nostitz-Rieneck, S. J., sagt: „Kein Grundsatz ist so grundlegend auf dem Gebiete privaten Rechtes als dieser, dass jeder Mensch naturnotwendig Rechtssubjekt ist, keiner je Sache sein kann. Und keine Überzeugung hat für die Ausgestaltung des öffentlichen Rechtes grössere Tragweite als dieser: die Zentralgewalt ist von Gott in den Dienst des allgemeinen Wohles gestellt. Nun liegt es in der Natur der Sache und wird durch die Rechtsgeschichte vollauf bestätigt, dass diese Sätze aus der ethisch-religiösen Kultur in das Bewusstsein und in das Leben der Menschen eindringen.“

„Dass der Mensch als solcher, nicht bloss der Bürger Rechtssubjekt ist, dass die Kriegsgefangenschaft keine Sklaverei begründet, dass die Selbsthilfe der Rechtsordnung widerstreitet, dass der Staat etwas anderes, Höheres ist als die Summe von Individuen, andere Aufgaben und Mittel hat: Diese Sätze sind unserer heutigen Auffassung so zu eigen geworden, dass wir kaum begreifen, wie hinsichtlich ihrer je eine Abweichung möglich gewesen ist.“<sup>2)</sup>

<sup>1)</sup> Wyncken, Die weltgeschichtliche Bedeutung des modernen Sozialismus. 1876. S. 35 f. — Siehe auch Georg Sulzer (Präsident des Kassationsgerichts des Kantons Zürich), Die Zukunft des Sozialismus. 1899, besonders S. 386 ff. 396 ff.

<sup>2)</sup> R. v. Jhering, Geist des römischen Rechts. 3. Aufl. 1873. I, 103. — „Es lag im Christentum eine viel echtere und tiefsinnigere Demokratie verborgen, als das Heidentum je entwickelte. Die ehrwürdigsten Geistlichen und grössten Päpste erklärten sich so bestimmt gegen die Leibeigenschaft und den Druck der Bauern, und gingen mit so löblichem Beispiele der Linderung und Freilassung so oft voran, dass man der Kirche nochmals in dieser Beziehung das vorteilhafteste Zeugnis geben muss.“ So sagt der liberale Protestant F. v. Raumer, Gesch. der Hohenstaufen. V, 4. 34. Selbst F. A. Lange gesteht: „Keine Lehre hat je so entschieden wie die christliche Religion für die Unterdrückten und Armen Partei ergriffen. — Überblickt man die Geschichte im grossen ganzen, so erscheint es mir kaum zweifelhaft,



„Diesen Fortschritt bezeichnet die Weltherrschaft christlicher Ideen. Und noch ein anderes zeigt selbst heute fast täglich dieselbe Weltherrschaft der religiös-ethischen Kultur, wie sie im Christentum verkörpert ist.

„Ist es bloss Angst, dass auf die geistige Durchdringung und praktische Lösung der sogenannten sozialen Frage so überaus viel Fleiss, so ungeheure Anstrengungen verwandt werden? In der Höhe der Gesellschaft, in den Mittelklassen, in der Tiefe, überall begegnet man hochgespanntem Interesse dafür und mühevoller, unverdrossener Arbeit daran. Ist das bloss Angst? Und ist es tatsächlich bloss Neid, wie die Organe des Grosskapitals behaupten, dass Ideen des Sozialismus, nicht die des revolutionär umstürzlichen, aber doch Ideen des Sozialismus wissenschaftliche Fassung bekommen und in Hörsälen Eingang finden, Vertreter und Bundesgenossen haben allüberall? Nicht im geringsten. Im geraden Gegenteil ist, wie uns dünkt, wohl die tiefstliegende Triebkraft der ganzen Bewegung, die Abhilfe schaffen will, die, dass Menschen und Christen nach einem Jahrtausend christlicher Kultur weder faktisch noch rechtlich Sklaven sein dürfen. Der blosse Gedanke ist der Kulturwelt unerträglich, und wenn es eine Bürgerschaft gibt, dass sie die Krisis überwindet, so liegt sie hierin. Unerträglich ward dieser Gedanke lediglich durch die Weltherrschaft des christlichen Geistes“<sup>1)</sup>.

Das Christentum, sagt Savigny, hat die Welt umgewandelt, so dass alle unsere Gedanken, so fremd und feindlich sie demselben scheinen mögen, dennoch von ihm beherrscht und durchdrungen sind<sup>2)</sup>.

Aus diesem christlichen Geiste sind auch die edlen Gedanken des Sozialismus entsprossen, aus ihm wird

---

dass wir der stillen aber beständigen Wirkung der christlichen Ideen nicht nur unseren moralischen, sondern selbst den intellektuellen Fortschritt grossenteils zuschreiben dürfen.“ (Lange, Geschichte des Materialismus. [1] S. 535.)

<sup>1)</sup> R. v. Nostitz-Rieneck, Das Problem der Kultur. 1888, S. 121.

<sup>2)</sup> Savigny, System des römischen Rechts. I, 53.



die Kraft gewonnen, die unedlen zu besiegen. — Es ist nicht zu leugnen, dass gerade im Christentum ein sozialistischer Kern enthalten ist. Die Wahrheit ist nach unserer Überzeugung, dass der Sozialismus und nach ihm die Sozialdemokratie erst aus dem Christentum entsprungen ist. Beweis dafür ist allein schon die Tatsache, dass die sozialdemokratische Bewegung in allen christlichen Staaten und andererseits nur in christlichen Staaten sich entwickelt und Boden gewonnen hat. „Wir werden also, auch wenn wir es nicht aus den Büchern der Christenlehre und dem Leben wüssten, durch diese Tatsache zu dem Schlusse gezwungen, dass es geradezu positiv das Christentum allein ist, aus welchem — bewusst oder unbewusst — die Sozialdemokratie einige Grundgedanken entnommen hat, wenngleich die christliche Lehre andererseits nicht die Billigung vieler der zu diesem Zwecke gewählten Wege und gefassten Pläne enthält“<sup>1)</sup>.

Der anglikanische Geistliche Frederic Denison Maurice, weiland Professor der Kirchengeschichte am Kingskolleg, und seine Freunde nannten sich „christliche Sozialisten“. Sie wollten damit bezeichnen, dass sie nicht Christen und Sozialisten seien, sondern dass sie als Christen notwendig sich zum Sozialismus zu bekennen hätten, welcher seinerseits hohl und aussichtslos ohne christliche Grundlage sei. Sozialismus bedeutete ihnen das Verwerfen der auf einem individualistischen Gesellschaftssystem beruhenden Konkurrenz und das Verlangen nach einer Gesellschaft, in der der eine nicht mehr mit dem andern konkurriert, sondern als Christ dem Christen hilft und mit ihm gemeinschaftlich die zu verbrauchenden Güter hervorbringt und verteilt.<sup>2)</sup>

<sup>1)</sup> L. v. Kunowski, Wird die Sozialdemokratie siegen? Ein Blick in die Zukunft dieser Bewegung. 1891. S. 73. 74. 277.

<sup>2)</sup> Vergl. das höchst lesenswerte Werk von G. v. Schulze-Gaevernitz, Zum sozialen Frieden. 1890. I, 302; und seines Lehrers L. Brentano interessante Schrift: Christlich-soziale Bewegung in England. 1883.



Der edle William Thomas Thornton, ein vornehmer und fromm-gläubiger englischer Protestant, sagt in seinem allseitig sehr günstig aufgenommenen Werke über „Die Arbeit, ihre unberechtigten Ansprüche und ihre berechtigten Forderungen, ihre wirkliche Gegenwart und ihre mögliche Zukunft“ (Deutsch von Dr. Hugo Schramm. 1870. S. 38 ff.): „Wir, die wir zu den Klassen zählen, denen die Glücksgöttin ausschliesslich ihre Gunst gespendet hat, sollen wir wohlgefällig, als eine übermächtige Notwendigkeit, die beständige Fortdauer eines Monopols hinnehmen, das uns freilich die Fülle seiner Gaben darreicht, aber die grosse Mehrzahl unserer Brüder jeder Teilnahme an den Segnungen beraubt, die wir am höchsten schätzen? . . . Es fehlt nicht an solchen, die kein Bedenken tragen werden, diese Frage, wenn nicht geradezu, wenigstens mittelbar zu bejahen. Die Armut, werden sie uns sagen, ist von Gott gegeben — ein Schicksal, gegen das wir fruchtlos ankämpfen; ja, wir lehnen uns durch einen solchen Kampf gegen die göttliche Ordnung auf. Steht nicht geschrieben, dass wir allezeit Arme bei uns haben werden — dass es an Dürftigen niemals fehlen wird? (Matth. 26, 11; 5 Mos. 15, 11.) So führt der Teufel die Schrift im Munde! — Vermögen wir uns mit dem Gedanken auszusöhnen, dass sich die Lage der Arbeiter niemals ändern soll? Sollen wir denn unsere apathische Selbstsucht hinter solchen frommen Ausreden verschanzen? Sollen wir, behaglich in den Glauben eingewiegt, dass Gottes Gebot diese Unterschiede unter den Menschen ins Leben rief, uns an einem Gefühl demütiger Dankbarkeit genügen lassen, weil einige dieser Unterschiede so sehr zu unserem persönlichen Vorteil ausgefallen sind, jeden Gedanken daran aufgeben, unsere Brüder zu uns emporzuheben und Gott danken, dass wir nicht sind, wie andere Menschen, nicht wie diese Heloten? Jedenfalls dürfen wir nicht behaupten, dass die Schrift es an der Ermahnung zu einem edelmütigeren Verfahren fehlen lässt. Denn steht nicht auch geschrieben, dass des Armen nicht so ganz



vergessen und die Hoffnung der Elenden nicht verloren sein werde ewiglich? (Ps. 9, 19.) Jedes Streben zugunsten der Bedürftigen ist eine Arbeit im Herrn, eine Arbeit, die nie vergeblich ist. Aber besser, sie wäre vergeblich, als dass sich nie eine Sehne in ihrem Dienste spannte! Besser, weit besser, wir wenden bis an das Ende aller Zeiten unseren Scharfsinn auf chimärische Projekte, auf Versuche, Unerforschliches zu erforschen, Unheilbares zu heilen, besser, wir verschwenden so unsere Kräfte und bewahren uns dabei in unserem Innern einige Glut veredelnden Mitgefühls, als dass die Hoffnungslosigkeit, je noch etwas mehr für andere tun zu können, uns nur auf unser eigenes Wohl bedacht und unser Gefühl so unempfindlich machen sollte, dass wir uns an dem Glücke in unserem Bereiche genügen lassen, blind für den Anblick und taub für den Schrei des Elends, das uns auf allen Seiten umgibt! — In der Tat aber wird solche Blindheit und Taubheit nicht mehr lange möglich sein. Die bevorzugten Tausende mögen Friede! Friede! rufen; unter den alten Bedingungen jedoch ist kein Friede zwischen ihnen und den niederen Millionen mehr möglich. Unter diesen herrscht eine weit verbreitete und rasch um sich greifende Unzufriedenheit mit der gesellschaftlichen Lage der Arbeit, und der feste Entschluss, ihr abzuhelfen. Unter den Unzufriedenen befinden sich bereits zahlreiche Männer von starkem und geübtem Verstande; und in jedem künftigen Menschenalter wird ihnen eine stets wachsende Zahl, mit ebenso grossen oder noch grösseren Geisteskräften ausgestattet, folgen, welche die Fahne der Massen, als deren Führer sie kämpfen, in keiner Schlacht wird sinken lassen, bis ihre Sache endlich triumphiert.“ —

Der königl. preuss. Professor der Staatswissenschaften an der Universität Königsberg, Freiherr Dr. von der Goltz, äussert sich folgendermassen: „Die Zeitrichtung hat das Prinzip der Humanität auf ihre Fahne geschrieben, sie strebt nach einer möglichsten Gleichstellung aller Volksgenossen, und sucht namentlich den unteren, weniger



begünstigten Ständen einen grösseren Anteil an den irdischen Lebensgütern zu verschaffen, als dieselben bisher genossen. Es liegt gewiss keine Veranlassung vor, hierüber einen Tadel auszusprechen, im Gegenteil liegt hierin eine Verwirklichung wahrhaft christlicher Grundsätze“ (Die soziale Bedeutung des Gesindewesens. 1873. S. 64).

Der gelehrte Dominikaner A. D. Sertillanges, Professor der Moralphilosophie am „Institut catholique de Paris“, schreibt: „Daran wird man erkennen, dass ihr meine Jünger seid“, hat Jesus gesagt, „wenn ihr einander liebet.“ Seitdem hat die Anstalt, in der sein Geist aufbewahrt wird, die Kirche, nicht aufgehört, laut von den Dächern zu rufen, was er ihr ins Ohr geraunt und insgeheim gelehrt.<sup>1)</sup> Ihre grossen Männer und ihre Heiligen waren alle bewundernswerte Freunde des Volkes. Leo XIII. hat vor kurzem die Sache der kleinen Leute mit solchem Feuer und solcher Kraft verteidigt, dass ein Teil der französischen Katholiken ihn deshalb einen Sozialisten genannt hat. Sozialisten in diesem Sinne sind wir und müssen es sein aus vollem Herzen.“

„Diejenigen, welche uns heute mit den unsinnigsten Vorwürfen überhäufen, werden uns einen Dienst erwiesen haben, wenn sie uns veranlassen, nachzudenken und zu begreifen, dass, wenn der Sozialismus ausgezeichnete Bestandteile enthält, dies daher rührt, dass er sich unserer Erbschaft bemächtigt hat, nachdem wir dieselbe in Vergessenheit hatten fallen lassen. Es sind unsere Toten, die durch seinen Mund reden, wenn er ein Wort des Fortschritts spricht. Es ist unser Christus, unsere Apostel, unsere Heiligen; es ist der Einfluss der Überlieferungen, die in unseren gläubigen Jahrhunderten geachtet und geehrt,

---

<sup>1)</sup> Johannes 13, 34 f.: „Ein neues Gebot gebe ich euch, dass ihr euch einander liebet, wie ich euch geliebt habe, damit auch ihr euch einander liebet. Daran werden alle erkennen, dass ihr meine Jünger seid, wenn ihr euch lieb habet untereinander.“ — Matthäus 10, 27: „Was ich euch im Finstern sage, das redet im Lichte, und was ihr ins Ohr höret, das prediget auf den Dächern.“



wenn auch nicht immer praktisch in Anwendung gebracht wurden, welche seine Apostel begeistern, überall da, wo sie von aufrichtiger Liebe zum Volke beseelt sind.“

„Joseph de Maistre schrieb, gerade zur Zeit, als das 18. Jahrhundert dem 19. seine schwere Aufgabe übertrug: ‚Wenn ich erwäge die allgemeine Abschwächung der sittlichen Grundsätze, die Verschiedenheit der Meinungen, die Erschütterung der Staatsgewalten, die keine feste Grundlage mehr haben, die unermessliche Grösse unserer Bedürfnisse und die Kraftlosigkeit unserer Hilfsmittel, so scheint mir, dass jeder wahre Philosoph wählen muss zwischen zwei Annahmen: entweder, dass eine neue Religion sich bilden wird, oder aber dass das Christentum verjüngt werden wird in irgend einer ausserordentlichen Weise.‘

„Diese Vorhersage hat sich erfüllt oder besser gesagt, sie erfüllt sich vor unseren Augen in ihren beiden Teilen. Die neue Religion ist entstanden: es ist der Sozialismus; die Verjüngung des Christentums hat begonnen: es ist Leo XIII., der dazu das Signal, die Losung, gegeben hat.“

„Das soziale Christentum einerseits und der Sozialismus andererseits — das sind die zwei Gewalten oder Kräfte in der Gegenwart. Das Christentum kann nicht Erfolg haben, ohne das Gute des Sozialismus, der Sozialismus nicht ohne christliche Moral und Kirche. Insofern es sich handelt um die Verbesserung des Loses der Menschheit, stehen Christentum und Sozialismus nicht bloss in einer oberflächlichen Berührung miteinander; es ist im Gegenteil der eigentliche Grund und Kern der beiden Doktrinen, worin sie zusammentreffen.“

„Ich glaube kein Paradoxon auszusprechen, wenn ich sage, dass die Kirche in gewissem Sinne sozialistischer ist als die Sozialisten; denn der Geist, auf den diese pochen, ist schliesslich nichts anderes als der Geist unserer Evangelien, unkenntlich gemacht und leider zu oft



gefälscht und vermischt mit Irrtümern und tollen Leidenschaften“<sup>1)</sup>).

\* \* \*

Bereits vor mehr als dreissig Jahren haben wir in den damals zu Aachen von dem geistlichen Rektor Joseph Schings herausgegebenen „Christlich-sozialen Blättern“ drucken lassen:

Das epochemachende Werk über das „Kapital“ ist die glänzendste Rechtfertigung der nationalökonomischen Grundsätze der Kirche. Durch diese Schrift hat die Vorhersagung Wisemans von dem Dienste, welchen die echte Wissenschaft der Kirche und dem Christentum in der Zukunft leisten würde, glänzend begonnen in Erfüllung zu gehen. Zu beklagen ist nur, dass das zeitgenössische Vorurteil und die mangelhafte Bekanntschaft mit den Lehren der katholischen Vorzeit es annoch verhindern, dass die Erkenntnis hiervon in weiteren Kreisen sich Bahn breche. Sonst würde man, namentlich katholischerseits, einsehen, dass die neuesten Resultate der sozialökonomischen Wissenschaft im schönsten und vollsten Einklang stehen mit der Doktrin und dem Recht der Kirche und der einstimmigen Lehre der grossen alten Theologen. Karl Marx ist es, der dem Götzen, dem die Gegenwart huldigt, die Maske abgezogen und ihn in seiner ganzen grauerregenden Scheusslichkeit blossgestellt hat. Er hat durch seine eminente wissenschaftliche Leistung einen nicht geringen Anteil daran, dass dem tollen, infernaln Tanze um das goldene Kalb sein Ende bevorsteht. Schon fangen manche der Besten, die sich vordem hatten mitreissen lassen von dem rasenden, alles betörenden Reigen, an, nüchtern zu werden und langsam zur Einsicht zu kommen. Freilich sehen wir auch hier das Schriftwort

<sup>1)</sup> Sertillanges, Socialisme et Christianisme. Paris 1905. p. 106. 280—291. Auch diese höchst bemerkenswerte Schrift ist in Deutschland von allen Parteien ohne Ausnahme absolut totgeschwiegen worden.



bestätigt, dass Weisheit nicht eingehet in böswillige Seelen. Ungerechte Habsucht und herzloser, geldgieriger Egoismus wird nur durch bitteren Schaden klug werden. Alle diejenigen aber, die guten Willens sind, können heute einsehen und begreifen lernen, welche grossartige Bedeutung und Wichtigkeit der alten kirchlichen Wucherlehre und Wuchergesetzgebung zukommt, hinter denen der hochmütige Unverstand der protestantisch-liberalen „Wissenschaft“ nur mittelalterliche Roheit und Unwissenheit verborgen währte. Schmähhlicher blamiert wird in der Geschichte aller Zeiten niemand dastehen als diese sich in allen Dingen unfehlbar dünkende Pseudowissenschaft des 19. Jahrhunderts. Hier haben wir eines der leuchtendsten Beispiele vor uns, wie jammervoll die Wissenschaft ausarten und in die Irre gehen kann, wenn sie ihr Auge abwendet von der Sonne der ewigen Wahrheit, von Gott und seiner Offenbarung und seiner heiligen Kirche. Mit dem Glauben pflegt und schützt die Kirche auch die Wahrheit, die Autorität, den Fortschritt der Wissenschaften. Es ist die Zeit nahe, wo die Welt, gezwungen durch Tatsachen von überwältigender Überzeugungskraft, dieses wird einsehen und eingestehen müssen. — Marx bewegt sich in der Ökonomie durchaus auf den traditionellen Bahnen der grössten Denker der Vorzeit. Alle diejenigen, welche bisher gegen seine Theorie des Wertes und Kritik des Kapitals polemisiert haben, haben nichts bewiesen als ihren eigenen Mangel an Fachkenntniss, an Scharfsinn und an Unbefangenheit und die unendliche wissenschaftliche Überlegenheit ihres genialen Gegners.

Schon an der Schwelle des vorigen Jahrhunderts hat Schleiermacher in seinen „Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern“ gesagt: „Es ist euch gelungen, das irdische Leben so reich und vielseitig zu machen, dass ihr der Ewigkeit nicht mehr bedürft“. Welche Fortschritte aber hat seit seinen Tagen Handel und Industrie, Kunst und Wissenschaft gemacht! Wie war der Luxus und Komfort gestiegen! In der Tat, selbst



der bescheidenste Spiessbürger war stolz darauf, im Zeitalter des Dampfes und der Telegraphen zu leben, und täglich, wenn er seine Zeitung las, freute er sich bass darob, dass wir es so herrlich weit gebracht.

Da erscholl mit einem Male eine schier unglaubliche Märe und erregte grosse Verwunderung und Entrüstung in allen Landen. Der römische Papst erklärte, er könne sich nicht mit dem „Fortschritt, dem Liberalismus und der modernen Zivilisation“ versöhnen und vergleichen. Selbst wohlmeinende und gläubige Katholiken schüttelten das Haupt und wurden verduzt. Allerdings mussten sie sich bei näherem Überlegen gestehen, dass unsere Zeit trotz allen vermeintlichen materiellen und intellektuellen Fortschrittes wesentlich ungläubig, religionsfeindlich und anti-kirchlich sei. Aber im übrigen, dachten sie, hätten wir es doch zu einer so schwindelnden Höhe der „Kultur und Zivilisation“ gebracht, dass der Papst zum mindesten sehr unglücklich und verfänglich sich ausgedrückt habe.

Es waren ja alle Aktien in permanentem Steigen begriffen, es herrschte nahezu volle staatsbürgerliche Freiheit und Gleichheit aller vor dem Gesetz. Da konnte nur ein ganz „mittelalterlicher Obskurantismus“ auf die Idee kommen, dass die moderne „Zivilisation“ ein übertünchtes Grab sei, das innen voll Moder und Fäulnis.

Diese oberflächlichen Optimisten wussten nicht, wie wahr das sei, was der grosse Bischof von Hippo, neben dem Aquinaten der bedeutendste Denker der christlichen Welt, in seinem herrlichen Werke über den „Gottesstaat“ gesagt hat. „Wahre Gerechtigkeit“ — so lehrt dort St. Augustinus — „ist nur in jenem Staate, dessen Gründer und Leiter Christus ist. Denn wahre Tugenden können nur da sein, wo die wahre Religion herrscht. Wenn aber die Gerechtigkeit beiseite geschoben ist, was sind dann die Reiche anders als grosse Räuberbanden? Denn auch die Räuberbanden, was sind sie anders als kleine Reiche?“<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Augustinus, De civitate Dei. II., 21: „Vera iustitia non est nisi in ea republica, cuius conditor rectorque Christus est.“ — XIX,



Freilich machen wir heute keine Beutezüge in die Nachbarländer wie unsere alten germanischen Vorfahren. Kein Raubritter brandschatzt den reisenden Kaufmann. Kein Fürst oder Beamter kann von den Untertanen etwas erpressen, was in früheren Zeiten nicht selten geschah. — Wo zeigt sich denn Raub und Rechtlosigkeit? Antwort: Auf dem Gebiete des Erwerbslebens ist an die Stelle der göttlichen Ordnung die ökonomische Todsünde an der Menschheit, der Weltwucher getreten<sup>1)</sup>, und der Krieg aller gegen alle.

Längst schon hatten einzelne tiefer blickende Forscher aus allen Parteien die Wahrheit dieser Tatsache eingesehen und anerkannt. Allein jeder, der nicht ganz verstockt und blind ist, wird mit uns eine wunderbare Fügung Gottes darin erblicken, dass gerade zu derselben Zeit, wo der römische Papst unter dem hohnlachenden Widerspruche fast der gesamten „gebildeten“ Welt erklärt, er könne sich mit der modernen „Zivilisation“ nicht versöhnen und vergleichen — dass, sagen wir, zu derselben Zeit zwei völlig ungläubige Gelehrte auftreten, und, bewaffnet mit der ganzen Wissenschaft des Jahrhunderts, die Berechtigung jenes päpstlichen Ausspruches beweisen; der eine in glänzender und populärer Weise, die der Wirkung auf grössere Massen sicher ist; der andere unvergleichlich gründlicher und tiefer, aber in schwerfälliger, fast nur dem Gelehrten verständlicher Sprache.

Das ist nach unserer Ansicht die **providentielle** Bedeutung von Lassalle und Marx. Wir erblicken in

---

25: „Non possunt ibi esse verae virtutes, ubi non est vera religio.“ — IV, 4: „Remota igitur iustitia quid sunt regna, nisi magna latrocinia? Quia et ipsa latrocinia, quid sunt nisi parva regna?“

<sup>1)</sup> P. Daniel Concina, O. Pr., *Theologia dogmatica*. Romae 1747 T. VII. De mutuo et usura. Praeloq.: „Crudeles usurae effectus manibus tanguntur, sed usura mentis nostrae aciem fugit. **Larvata** illa incedit et eo securius rapit, spoliat, furatur, quo occultior irrupit et formosior apparet . . . Pauperum sanguinem exprimit et pellem ipsum detrahit.“



Marx und Lassalle Werkzeuge in der Hand der Vorsehung Jeder in seiner Art sollte dazu beitragen, dass die Welt aufgerüttelt werde aus der verhängnisvollen Gleichgültigkeit gegen das Elend des arbeitenden Volkes, und dass ihr endlich die Augen geöffnet würden über die Irrlehren der „*dismal science*“, der liberalen politischen Ökonomie<sup>1)</sup>. Keiner von ihnen hat der Vorsehung dienen wollen, denn beide glaubten nicht an die Vorsehung. Aber wie alles den Plänen der Vorsehung dienen muss, so auch die Bestrebungen dieser beiden Männer.<sup>2)</sup>

Bekanntlich ist Selbsterkenntnis der erste Schritt zur Besserung. Wie sehr man auch die mannigfaltigen einzelnen Verirrungen des atheistischen Sozialismus perhorreszieren mag, das unbestreitbare Verdienst bleibt ihm doch, die tiefen sittlichen Schäden der gegenwärtigen Gesellschaft durch schonungslose Kritik aufgedeckt, dem gottvergessenen Jahrhundert ein naturgetreues Spiegelbild seiner Lasterhaftigkeit und Verkommenheit vorgehalten und dadurch zum Insichgehen und Besserwerden den kräftigsten Anstoss gegeben zu haben. Mit heilsamem Entsetzen können wir von den sozialistischen Ökonomen lernen, zu welch trostlosen Zuständen wir auch auf materiellem Gebiete gekommen sind, seit wir und weil wir die Leitung und Führung der Kirche verschmähen.

---

<sup>1)</sup> Die „traurige, schreckliche, düstere Wissenschaft“, so nennt die „*ethic school*“ in England die „orthodoxe“ liberale Volkswirtschaftslehre.

<sup>2)</sup> Auch Dr. Rudolf Meyer anerkennt das „göttliche Walten“, das gewissermassen „Prädestinierte der Sendung von Marx“. „Karl Marx ist gleichsam der Mann, welchen die Vorsehung sich erwählte, als sie die alte Gesellschaft umgestalten wollte. Sei es, dass dieselbe die Umgestaltung, Besserung an sich selbst vornehme, aus Angst vor dem drohenden Sozialkampf, sei es, dass dieser, wie ein läuterndes Feuer, entbrennen und die alte Gesellschaft von den Schlacken reinigen wird, welche Egoismus, Hartherzigkeit, Genußsucht und andere schlimme Leidenschaften an ihrem Körper krankhaft angesetzt haben.“ (Emanzipationskampf 1874. I. 94. 95.)



Freilich schmeicheln wir uns nicht mit der Hoffnung, dass eine Besserung anders als durch den Zwang der Not, d. h. durch gewaltsame, furchtbare Katastrophen werde herbeigeführt werden; so sehr wir einen milderen Weg und eine edlere Weise der Reform wünschen.

Es scheint der Fluch zu sein, der auf den letzten Jahrhunderten ruht, dass nur der Zwang durch den Gang der Ereignisse die Welt für das Bessere reif macht. Das ist die unselige Folge und Strafe für den Abfall von der Kirche, für die Auflehnung gegen die päpstliche Autorität seit der Staufer und Philipps des Schönen Zeit. Von da ab datiert der Keim der sozialen Krankheit, und nicht erst seit dem 18. Jahrhundert: Materialismus, Egoismus, Individualismus, Kapitalismus, Pauperismus, Revolution — das sind ihre hervorstechendsten Symptome auf dem ökonomischen und politischen Gebiete, Unglaube, Irrglaube und Unsittlichkeit auf dem religiösen und moralischen. Im 16. Jahrhundert, dem Zeitalter der „Reformation“, der völligen „Befreiung von Rom“, des „Anbruches des Lichtes der Aufklärung“, gelangte der allmählich sich entwickelnde giftige Keim zum fast allgemeinen Siege. An Stelle der Demut und Liebe sollte jetzt Hochmut und Selbstsucht den Fortschritt der Menschheit vermitteln. Der gekreuzigte Heiland musste dem Mammon, dem goldenen Kalbe, weichen. Das Geld begann die Welt zu regieren und den Menschen unter die Herrschaft der Materie zu beugen. Das „Kapital“ im Sinne der modernen Wirtschaftswissenschaft begann seinen alles korrumpierenden Lauf, stets unheilvoller anschwellend. In der französischen Revolution sprengte der zum Riesen Herangewachsene vollends seine letzten Fesseln. Heute steht er in der übermütigen Vollkraft seines Lebens, ja, in der Zeit der Überreife, und die Füße derer, die ihn hinaustragen werden, sind schon an der Türe.<sup>1)</sup>

Herman Schell sagt: „Indem Gott die Arbeit im dritten Gebot zur religiösen Pflicht macht, fordert er

<sup>1)</sup> Christlich-soziale Blätter, 1874 und 1876.



von allen die berufsmässige Hingabe und Mitwirkung zur irdischen und himmlischen Kulturaufgabe der Menschheit (1 Mos. 1, 28; 2, 15; 2 Mos. 20, 9; 5 Mos. 5, 13) . . . Das 3. Gebot spricht die bedeutsame Wahrheit aus: Niemand ist durch seinen Reichtum von der Pflicht dispensiert, im Dienste Gottes und der Menschheit zu arbeiten; keiner darf in träger Berufslosigkeit von den Zinsen seiner Glücksgüter leben.“ — Das Leben vom trägen Zinsgenuss ist eine „Ausgeburt eines falschen Eigentumsbegriffs“. (Dogmatik, III, 6, 598.)<sup>1)</sup> —

Prof. Schell sagt weiter: „Das Zinsverbot des Alten wie des Neuen Bundes wurde immer als etwas empfunden, was nicht recht durchführbar sei — solange die gegenwärtige Besitz- und Erwerbsordnung fortbesteht; allein die Kirche liess sich dieses Ideal nie entziehen.“

„Wenn an die Stelle der harten Begriffe von Mein und Dein jene Gesinnungen hinsichtlich des Nächsten treten, welche die Bergpredigt will: dann ist die Zeit der blühenden Nächstenliebe gekommen; dann wird die soziale Frage gelöst, soweit dies auf Erden möglich ist; . . . dann wird die soziale Gleichheit in ähnlicher Weise durchgeführt wie die politische Freiheit in der Ära des Christentums allmählich zur Herrschaft gelangte; — denn das Heidentum kannte die politische wie soziale Freiheit nur für einen kleinen Teil des Volkes. Durch das Christentum sind die Ideen der Humanität allmählich siegreich geworden, um es in noch höherem Masse zu werden. Was war schwieriger, zu erreichen, was erreicht ist, oder zu

---

<sup>1)</sup> Est ist sehr zu beklagen, dass das 3. Gebot Gottes so selten nach seinem vollständigen Wortlaut, sondern fast stets nur sehr verkürzt, mit seinem ersten Teile angeführt wird: „Gedenke, dass du den Sabbat heiligest“; das ist nur der Anfang des Gebotes, welches weiter gebietet: „Sechs Tage sollst du arbeiten und alle deine Geschäfte tun. Sex diebus operaberis! Das sollte man nicht übersehen und übergehen. Siebenmal wiederholt der Pentateuch diesen Gottesbefehl (2 Mos. 20, 9; 23, 12; 31, 15; 34, 21; 3 Mos. 23, 3; 5 Mos. 5, 13). — W. H.



erzielen, was noch Ideal ist? — Man sage nicht, die Menschheit bleibe im grossen und ganzen auf derselben Stufe äusserer Gesittung; weil die innere und äussere Natur dieselbe bleibe. — Damit wäre dem Christentum seine herrlichste Aufgabe, die Christianisierung der Menschheit im grossen genommen, der Offenbarung ihre lieblichste Weissagung, dem gottmenschlichen Gesetzgeber die ernste und reale Geltung seiner erhabensten Vorschriften. Die Abschaffung der Sklaverei war für die alte Welt auch ein Ding der Unmöglichkeit; die Sklaverei erscheint den Afrikakennern sogar noch heute für jene Gebiete als unbedingt notwendig: sie wird gleichwohl zuerst entbehrlich und dann überwunden werden. Die Organisation der Nächstenliebe, der Kranken- und Armenpflege, des Blinden-, Taubstummen- und Idioten-Unterrichts, des Arbeitsschutzes sowie die grosse Mehrzahl dessen, was jetzt der Staat und die Gesellschaft für ihre Kulturaufgaben erachten, welchen Fortschritt bedeutet sie! Es ist dies ein Fortschritt, der stetig, wenn auch nicht geradlinig unter dem Einfluss der christlichen Ideen, wenn auch nicht immer der kirchlichen Machtinhaber, erfolgt ist und erfolgen wird. Das ist eben die Grösse der Offenbarung, dass sie auch die vermeintlichen Feinde sich dienstbar macht.“ (A. a. O. III, 2. Teil, S. 820).

Der Kern und Stern, der Grundgedanke der kirchlichen Soziallehre lässt sich am besten zusammenfassen in den Worten des Völkerapostels Paulus (2 Kor. 8, 13—15): „*Fiat aequalitas!* In der gegenwärtigen Zeit soll der Überfluss der einen dem Mangel der anderen abhelfen, auf dass Gleichheit sei, wie geschrieben steht: Wer vieles sammelte, hatte nicht Überfluss; und wer wenig, hatte nicht Mangel.“ Nach dem grossen „*Doctor gentium*“ ist also die gleichmässige Verteilung des Manna (2 Mos. 16, 18) ein Vorbild der Gleichheit, die in irdischen und geistlichen Gütern unter den Christen statthaben soll, so dass jeder in leiblicher und geistiger Hinsicht das besitze, was ihm nach seinen Verhältnissen erforderlich ist; ganz so wie es auch



in der Apostelgeschichte (4, 32—35) heisst: „Die Menge der Gläubigen aber war Ein Herz und Eine Seele; auch sagte nicht einer, dass etwas von dem, was er besass, sein sei, sondern sie hatten alles miteinander gemein (erant illis omnia communia). Und es war grosse Gnade bei ihnen allen. Denn es war kein Dürftiger unter ihnen (neque enim quisque egens erat inter illos). Soviel ihrer nämlich Äcker oder Häuser besaßen, verkauften selbe und legten den Wert zu den Füßen der Apostel; es wurde aber jedem zugeteilt, je nachdem er bedurfte. (Dividebatur autem singulis prout cuique opus erat.)“

Wer mit gläubigem Herzen das „Vaterunser“ betet, überzeugt, dass Gott unser aller gemeinsamer Vater ist, und dass alle Menschen ohne Ausnahme seine Kinder und also unsere Brüder sind, der muss so denken. Wer ernstlich gewillt ist, das Gebot Gottes zu erfüllen und seinen Nächsten zu lieben wie sich selbst, der muss so fühlen und handeln. Wer anders denkt und tut, der ist kein Christ. „Wer seinen Bruder, den er sieht, nicht liebt, wie kann er Gott lieben, den er nicht sieht?“ (1 Joh. 4, 20.)

Dass mit diesem Ideale Missbrauch getrieben werden könne, ganz ebenso wie mit den Marxschen Lehren, wollen wir nicht leugnen. Solcher Missbrauch kann der Gesellschaft gefährlich werden. Wenn das aber der Fall sein sollte, so trifft die Hauptschuld diejenigen, die in egoistischer Verblendung sich den notwendigen sozialen Reformen widersetzen, und diejenigen, die von oben herab seit langem die christliche Religion untergraben haben.

Der Materialismus und Atheismus ist dem Sozialismus nicht wesentlich. Der moderne Unglaube und Religionshass ist keine sozialistische Erfindung und keine sozialistische Spezialität. Das hat schon Schöffle in seinem Hauptwerke und anderwärts hervorgehoben.

Die Marxsche Kritik des Kapitalismus ist im wesentlichen treffend und wahr. Wer das verkennt, der wiegt sich in Illusionen, der verkennt den Ernst der Situation,



verkennt die Ursachen der sozialen Not, erkennt die Grösse und Schwere der sozialen Krankheit, der stellt eine falsche Diagnose und macht so ein zweckmässiges, erfolgreiches Heilverfahren unmöglich.

Die Wahrheit verkennen und verleugnen — und die Wahrheit missbrauchen ist gleich verhängnisvoll und verwerflich.

Am Rande des Grabes stehend, haben wir keinerlei irdische Hoffnungen und Wünsche mehr; wir können daher unparteiisch, vorurteilslos und unbefangen sein und glauben sagen zu dürfen, dass wir es sind, wenn jemals einer es war. Wir sind alt genug geworden und kennen Schopenhauer, Hartmann, die Geschichte und die Menschen genau genug, um von Optimismus und Utopismus frei zu sein. Wir schrieben einzig und allein, weil die Stimme des Gewissens es uns gebot. Es ist nicht so gar schwer, eine Pflicht zu erfüllen, wenn man damit allgemeinen Beifall erntet. Wir wännen nicht, dass dies bei uns der Fall sein werde. Bis jetzt führt in diesen, für Gegenwart und nächste Zukunft so überaus wichtigen Fragen, nicht gründliche, vorurteilsfreie Wissenschaft, sondern ganz überwiegend die Oberflächlichkeit, spiessbürgerlich-liberales Vorurteil und leidenschaftliche Befangenheit das grosse Wort. Die etwas mehr davon erkannt, schweigen am liebsten, sie können oder dürfen nicht offen reden, werden gar nicht zu Worte gelassen oder verdächtigt, bestenfalls verlacht oder überhört, wenn nicht für Narren und gefährlich gehalten. Auch ich hätte am liebsten geschwiegen und habe nur geredet, damit ich nicht einst mir zu sagen brauche: „Vae mihi, quia tacui!“ Ich weiss, dass die Welt den Irrtum mehr liebt als die Wahrheit, denn ihre Werke sind böse und scheuen das Licht.<sup>1)</sup> Wir geben uns daher keinerlei Illusionen hin.

---

<sup>1)</sup> „Das Licht ist in die Welt gekommen, aber die Menschen lieben die Finsternis mehr als das Licht; denn ihre Werke sind böse. Denn jeder, der Böses tut, hasst das Licht“ (Joh. 3, 19).



Mundus vult decipi! Die Wahrheit findet keine Herberge, und Undank ist der Welt Lohn. Wenn nicht für alle, so doch für die meisten werden auch wir ein „Prediger in der Wüste“ sein. „Weil ich die Wahrheit rede, glaubt ihr mir nicht“, sagt der Heiland (Joh. 8, 45). Ja, die Juden verfolgten ihn deswegen und suchten ihn zu töten. Der Jünger aber ist nicht über dem Meister (Luk. 6, 40). Die Zeit ist böse, darum schweigt der Kluge (Amos 5, 13). Nur Kinder und Narren sagen die Wahrheit. Sogar viele von denen, die sich als Jünger dem Heilande angeschlossen hatten, fanden keinen Gefallen an den Lehren der Wahrheit, die sie aus seinem göttlichen Munde vernahmen. Sie murrten über ihn und sprachen: Diese Rede ist hart, wer kann sie hören? und viele seiner Jünger verliessen ihn (Joh. 6, 61). Wer, zumal heute, die Wahrheit sagt, der kann noch froh sein, wenn man gutmütig genug ist, von ihm zu sagen, wie Festus zu Paulus: „Du bist irrsinnig. Das viele Studieren hat dich um den Verstand gebracht“ (Apostelgesch. 26, 24). Die Wahrheit sagt uns nur unser bester Freund oder der schlimmste Feind.

„Höre, was der Volksmund spricht:  
Wer die Wahrheit liebt, der muss  
Schon sein Pferd am Zügel haben —  
Wer die Wahrheit denkt, der muss  
Schon den Fuss im Bügel haben —  
Wer die Wahrheit spricht, der muss  
Statt der Arme Flügel haben!  
Und doch singt Mirza-Schaffy:  
Wer da lügt, muss Prügel haben!“

„Wohl gibt es Fürsten — Die nach Wahrheit dürsten  
— Doch wenigen ward ein so gesunder Magen — Sie  
zu vertragen“ (Fr. Bodenstedt, Die Lieder des Mirza  
Schaffy. 35. Aufl. 1871. S. 172.

Der Philosoph von Hertling hat behauptet: „Es  
gibt keine unbequemen Wahrheiten, weil es keine geben



kann“ (Das Prinzip des Katholizismus und die Wissenschaft. 4. Aufl. 1898, S. 34.), und der Philosoph Friedrich Paulsen bemerkt dazu: „Vortrefflich und ganz philosophisch gedach“ (Philosophia militans. 3. u. 4. Aufl. 1908. S. 90). — Gerade umgekehrt verhält sich die Sache in der Wirklichkeit! Alle Wahrheit ist unbequem, lästig, anstößig für die Menschen, wie sie heute sind, die Heiligen und ganz Vollkommenen etwa ausgenommen; wenigstens wenn eine moralische Verpflichtung daraus sich ergibt. „Il' n' y a que la vérité qui blesse“, sagt mit vollstem Recht das französische Sprüchwort.

„Populus enim ad iracundiam provocans est, filii mendaces, filii nolentes audire legem Dei; qui dicunt videntibus: nolite videre: et aspicientibus: nolite aspicere nobis ea, quae recta sunt: loquimini nobis placentia, videte nobis errores“ (Isaias, 30, 9. 10).<sup>1)</sup>

Es müsste alles verfaulen, wenn es keine Menschen mehr gäbe, die selbstlos und rücksichtslos nur der Wahrheit dienten, die furchtlos die Wahrheit sagen, es sei der Welt lieb oder leid, es bringe Dank oder Undank.

Wehe denen, die die Wahrheit nicht hören wollen!  
Wehe denen, die sie nicht sagen!

Der Sozialismus an sich ist ein hohes hehres Ideal; in seiner konkreten historischen Erscheinung ist er eine Zuchtrute, eine Gottesgeißel für die moderne unchristliche Gesellschaft. Mag er sich heute auch noch so gottlos gebärden, er wird, wohl oder übel, die Welt wieder lehren, Gehorsam zu leisten den Geboten Gottes und seiner heiligen Kirche.

An den himmelstürmenden Titanen, die in wahn-sinniger Verblendung wännen, Gott, den allmächtigen

---

<sup>1)</sup> „Denn es ist ein Volk, das zum Zorne reizt, lügenhafte Kinder, die das Gesetz Gottes nicht hören wollen; die zu den Sehern sagen: Sehet nicht! und zu den Schauern: Erschauet uns nicht, was wahr ist; saget, was uns gefällt, saget uns Schmeicheleien, erschauet uns Irrtümer!“



Schöpfer und Herrn, zu entthronen, wird sich das Wort Eduard von Hartmanns bewahrheiten von den „Narren der Vorsehung“<sup>1)</sup>.

Der Sozialismus ist nicht „das Böse“; er ist nicht „die Zerstörung“, er ist nicht an sich und absolut durch den Syllabus „verdammt“. Sowenig wie die Kirche die „Kultur und Zivilisation“ schlechthin verdammt, sondern einzig und allein die christusfeindliche, ebensovwenig verdammt sie den Sozialismus schlechthin, sondern einzig und allein den im schlechten Sinne des Wortes revolutionären, atheistischen, antichristlichen. Es gibt eine wahre, berechtigte, christliche Kultur, wie es einen wahren, berechtigten, christlichen Sozialismus gibt. Die moderne Kultur, insofern sie diesen Namen mit Recht verdient, steht nicht im Widerspruch und Gegensatz zum Christentum, sondern ist gerade aus ihm hervorgegangen. Der Sozialismus, insofern er berechtigt ist und Wahrheit enthält, wurzelt gleichfalls im Christentum, ist aus ihm hervorgegangen. Die wahren Ideale beider können gerade eben nur durch das Christentum ihre Realisierung finden, dem sie in letzter Instanz entstammen. Aber leider ist die Verblendung, die Unwissenheit, das Vorurteil hüben wie drüben gleich gross, und daher, vorläufig wenigstens, allem Anscheine nach keine friedliche Verständigung und Versöhnung zu hoffen, sondern Kampf bis aufs Messer!

---

<sup>2)</sup> Der genannte Philosoph schreibt, freilich behufs ganz falscher Nutzenanwendung: Es wäre dies nur ein Belag mehr für die oft sich zeigende Ironie in der Geschichte, dass Individuen und Parteien sich für verkehrte Ziele begeistern, und aus dieser Begeisterung die Energie zur Verwirklichung von Ideen schöpfen, welche für ihre Zwecke falsch gewählte Mittel sind, für die Zwecke der Vorsehung aber die rechten, so dass diese Parteien zu ihrer Verwunderung dann einsehen müssen, dass die Geschichte selbst sie durch Erfüllung ihrer Wünsche und Forderungen *ad absurdum* führt und als Narren der Vorsehung stehen lässt. (Phänomenol. S. 679.)

